

10 Festakademie für Dr. Gertrud Luckner

am 22. September 1985 in der Zentrale des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg i. Br.*

Grussworte und Festansprachen

I Präsident Dr. Georg Hüssler: Begrüssung

Hochverehrte liebe Frau Dr. Luckner!
Meine Damen und Herren!

Der Erzbischof von Freiburg und der Deutsche Caritasverband haben Sie zur Feier des 85. Geburtstages von Frau Dr. Luckner eingeladen. Ein seltenes Fest, wenn man es in solcher Rüstigkeit feiern kann, für eine seltene Persönlichkeit.

Sie sind, meine Damen und Herren, teilweise von weither gekommen, um die Freude mit der Jubilarin unter uns allen zu teilen. Wir danken für Ihr Erscheinen.

Die Tage zwischen dem 27. April und dem 3. Mai 1945, also vor 40 Jahren, markierten einen tiefen Einschnitt im Leben von Gertrud Luckner. Das Frauenlager Ravensbrück wurde vor dem Anmarsch der Roten Armee geräumt. 20 000 Häftlinge trieb die SS in die mecklenburgischen Wälder. Wer nicht mitkam, wurde erschossen. 7000 sind dabei umgekommen, sagen die Berichte. Wie ein Wunder hing das Leben von Gertrud Luckner wieder einmal von einem sogenannten »Zufall« ab. Sie hatte sogenannte »Schuhe«, die keine waren, in denen sie unmöglich einen Marsch antreten konnte. Also wäre es das Ende gewesen; da, so berichtet sie, liegt am Tor ein Paar herrenlose Schuhe. Sie schlüpft hinein, und siehe da, sie passen einigermassen.

Die Lebenshälfte vor diesem Mai 1945 war bereits ungewöhnlich. Eine Frage habe ich mir in den letzten Monaten immer gestellt: Wie kommt im Jahre 1933 ein junger Mensch mit noch nicht ganz 33 Jahren dazu, sich der Minderheit der Juden anzunehmen, die – wie sie intuitiv spürte – nunmehr in Deutschland einer ganz besonderen, aber im Ausmass nicht vorstellbaren Bedrohung ausgesetzt sein würde? Sie hat ernst gemacht mit dem Gebot der Nächstenliebe. Die wachsende Notlage der Juden in

Deutschland liess sie nicht in Entsetzen erstarren – wie bei vielen –, geschweige denn in Gleichgültigkeit verfallen, sondern im Gegenteil ihren scharfen Verstand, ihre ungewöhnliche Energie, die sie bis heute hat, und ihre grenzenlose Phantasie entfalten. Freiburg bot ihr ein Umfeld, in welchem sich ihre besondere Berufung entfalten konnte. Die Stadt war klein genug, dass sich jüdische und christliche Freunde, die sie seit 1931, seit ihrer Ankunft, hatte, kennen und eng zusammenhalten konnten. Der Caritasverband, bei dem sie später angestellt war, und dessen Präsident Benedikt Kreutz liessen die Referentin Dr. Luckner nicht nur frei ihrer rastlosen, immer gefährlicher werdenden Tätigkeit nachgehen, sondern die Zentrale diente ihr ja auch als Zentrum im Netz von diözesanen, Orts- und Fachverbänden und anderen kirchlichen Strukturen mit Referenten, mit Personen, die man kannte, die viel unterwegs waren und denen man Briefe, geschriebene und ungeschriebene Botschaften mitgeben konnte. Und als 1941 der Boden zu wanken begann, war Erzbischof Conrad Gröber, Erzbischof von Freiburg, der unerschrockene Protektor dieses Unternehmens, dessen Hauptakteurin, Gertrud Luckner, wusste, dass sie früher oder später das Los ihrer Freunde teilen würde. Herr Erzbischof Saier, der vierte Nachfolger von Conrad Gröber, wird nachher darüber berichten.

Nach dem Wunder des Überlebens, also nach Ravensbrück, begann für Gertrud Luckner ein wiederum rastloses Leben mit einer doppelten Zielsetzung:

- Versöhnung und Wiedergutmachung,
- grundlegende Überprüfung der Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Juden und Christen.

Wie war es gekommen, dass das Schrecklichste – Genozid und Holocaust – im Herzen Mitteleuropas möglich geworden war? Sollte man nicht die Geschichte aufarbeiten? War das Verhältnis Christentum–Judentum nicht völlig neu zu durchdenken – endlich? Ein Arbeitskreis entstand, dessen Motor und Seele wiederum Gertrud Luckner war. Beim ersten Katholikentag nach dem Zweiten Weltkrieg, in Mainz, 1948, kam es auf breiter Basis zu dem Entschluss, alles zu befrworten, »was im Sinne einer tieferen Unterrichtung über die Judenfrage im Rahmen des beim Deutschen Caritasverband in Freiburg gegründeten Arbeitsausschusses unternommen wird«.

Im August desselben Jahres erscheint, noch in einer sehr armseligen, vervielfältigten Form – man hat Mühe, es zu lesen – der erste Rundbrief, genannt: »Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem alten und dem neuen Gottesvolk – im Geiste der beiden Testamente«, so weit der damalige Titel, er ist heute kürzer; herausgegeben von Dr. Rupert Giessler, Msgr. Kuno Joerger, Generalsekretär des Caritasverbandes, Dr. Gertrud Luckner, so der Reihe nach, Professor Karl Thieme und Karlheinz Schmidthüs. Schmidthüs figuriert bei dem ersten Rundbrief nicht – ich weiss nicht warum –, aber er war vom Herder-Verlag einer der Motoren des Rundbriefes zeit seines Lebens. Im Geleitwort dieses ersten Rundbriefes (August 1948) schreibt Frau Dr. Luckner, dass in jenem Kreis Interessierter erörtert worden sei, »welche Kon-

Einladung

Der Erzbischof von Freiburg und der Präsident des Deutschen Caritasverbandes laden Sie zu einer Fest-Akademie aus Anlass des 85. Geburtstages von Frau Dr. Gertrud Luckner ein.*

Freiburg i. Br., im August 1985

Dr. Oskar Saier, Erzbischof Dr. Georg Hüssler, Präsident

* am Sonntag, 22. 9. 1985, 11 Uhr, im Grossen Saal des Lorenz-Werthmann-Hauses, Karlstrasse 40, 7800 Freiburg.

PROGRAMM

Trio B-Dur Johann Friedrich Fasch (1688–1758)

Begrüssung Präsident Dr. Georg Hüssler

Laudatio Erzbischof Dr. Oskar Saier

Siciliano Johann Sebastian Bach (1685–1750)

»Der Freiburger Rundbrief – seit 1948 ein Dokument christlich-jüdischer Begegnung«, Festvortrag von Prof. Dr. Clemens Thoma, Luzern

Rondo C-Dur Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791)

Grussworte

Dank Frau Dr. Gertrud Luckner

Die Teilnehmer sind im Anschluss an die Feier zu einem Mittagessen mit der Jubilarin in die Kantine des Lorenz-Werthmann-Hauses herzlich eingeladen

sequenzen aus der Tatsache zu ziehen seien, dass in der Hitlerzeit zum ersten Mal Christen und Juden gemeinsam verfolgt worden sind«. Dabei werde auch die Herausgabe einer Korrespondenz angeregt, die das Verhältnis zwischen den Angehörigen des alten und des neuen Gottesvolkes informierend und klärend behandeln und so die verhängnisvolle gegenseitige Unkenntnis überwinden helfen solle. Es bedürfe auch weiter einer grundsätzlichen Besinnung der Christen, um alte Vorurteile zu überwinden. Dieser Rundbrief, der gelegentlich erscheinen solle, wolle ein Versuch in dieser Richtung sein. Die Herausgeber seien für weitere Anregungen dankbar.« – Das ist jetzt fast 40 Jahre her, und es hat viele Anregungen gegeben. Es gibt viele Rundbriefe, und es gibt nichts Faszinierenderes, als immer wieder in diesen Rundbriefen zu lesen.

Herr Professor *Clemens Thoma*, den ich begrüße, wird in einem Festvortrag schildern, wie der Freiburger Rundbrief sich entwickelt hat. So begann der Freiburger Rundbrief. Der neueste Rundbrief liegt jetzt vor. In der Erscheinungsweise hat es eine Pause gegeben. Und zwar hatte Frau Dr. Luckner ein schlimmes Augenleiden, aber die Kunst von Herrn Professor Mackensen und seinem Stab der hiesigen Universitäts-Augenklinik hat es fertiggebracht, ihr das Augenlicht wiederzubringen, so dass sie, nach wie vor, man muss sagen Tag und Nacht, weiterarbeiten kann. Wir sind sehr froh darüber. Gertrud Luckner ist nach wie vor die Seele dieses Werkes. Der Freiburger Rundbrief hat viel Segen gestiftet und tut es weiter. Unter anderem bringt er Menschen zusammen, wie heute hier, die an dem grossen Anliegen der Begegnung zwischen Judentum und Christentum bis ins Tiefste interessiert sind. Es fällt mir schwer, Sie alle namentlich zu begrüßen. Sie sind alle sehr herzlich begrüsst. Einige Persönlichkeiten darf ich aber doch noch nennen: Herrn Oberbürgermeister Dr. Böhme und Frau Gemahlin; Frau Dr. Luckner, sie ist Ehrenbürgerin der Stadt, eine populäre Ehrenbürgerin mit und ohne Fahrrad; Herrn Präsident Werner Nachmann, Präsident des Zentralrates der Juden Deutschlands; Herrn Landesrabbiner Dr. Levinson; Herrn Dr. Ehrlich und Gattin, Mitarbeiter seit der allerersten Stunde auf die engste Weise bis heute; Herrn Botschaftsrat Jehudi Kinar von der Israelischen Botschaft in Bonn. Von der Jüdischen Gemeinde und der Christlich-Jüdischen Gesellschaft in Freiburg darf ich nennen: Frau May und Herrn Altmann. Stellvertretend für die evangelische Seite – der Freiburger Rundbrief hat ja eine sehr breite Basis – ist Herr Pfarrer Dr. Stöhr mit Gemahlin unter uns. Schliesslich darf ich noch begrüßen den Rektor der Universität, Herrn Professor Schupp und seine Gemahlin, stellvertretend für weitere anwesende Professoren der Universität.

Ich darf jetzt das Wort dem Herrn Erzbischof geben.

II Erzbischof Dr. Oskar Saier, Freiburg i. Br.

Hochverehrte Frau Dr. Luckner!

Liebe Festversammlung!

Wir sind zusammengekommen, um aus Anlass der Vollendung Ihres 85. Lebensjahres zusammen mit Ihnen, Frau Dr. Luckner, in Dankbarkeit einen Augenblick Rückschau zu halten. Rückschau auf ein Leben, das in einer ganz besonderen Weise hinein verflochten ist in die Geschichte unseres Jahrhunderts. Rückschau auf ein Leben, in dem aber gerade in solchem Hineinverflochtensein auf den je neuen Anruf der Stunde eine Antwort gegeben wurde, die ganz aus der Kraft und der Verantwortung des Glaubens kam und kommt. Was eigentlich fast äusserlich

gesprochen wie zufällig begonnen hatte, ist Ihnen, Frau Dr. Luckner, zum Schicksal Ihres Lebens geworden. Die Begegnung mit Menschen jüdischer Herkunft, die Begegnung mit dem Judentum war von Ihnen im voraus so nicht geplant. Sie hat sich, so sieht es nach aussen aus, aus den Umständen ergeben. Darin aber haben Sie den persönlich an Sie gerichteten Anruf der Stimme Gottes erkannt. Freilich wäre es nicht dazu gekommen, wenn auch Sie sich von Vorurteilen bestimmten Menschen gegenüber hätten leiten lassen. Dazu wäre es nicht gekommen, wenn in Ihnen nicht die Leidenschaft lebendig gewesen wäre, sich ohne Unterschied von Rasse, Herkunft und Religion für alle einzusetzen, denen Unrecht widerfährt. Als andere anfangen, Augen und Ohren und Herz für ihre jüdischen Mitbürger, Nachbarn und sogar Freunde zu verschliessen und ihnen die helfende Hand zu versagen, sind Sie hellwach geworden. Sie haben sofort die tödliche Bedrohung erkannt, in der sich Juden im damaligen Deutschen Reich befanden. Sie waren sich der Gefahr wohl bewusst, in die Sie sich selber persönlich begeben würden; um retten, um helfen, um trösten zu können, haben Sie die Gefahr auf sich genommen und die Ängste ausgehalten, bis aus der Solidarität, die Sie zur Hilfe bewog, eine Solidarität auch im Leiden und im Verfolgtwerden geworden ist. Als die ersten Anzeichen einer Judenverfolgung erkennbar wurden, als Sie mit Ihrer Hilfe für die Verfolgten begannen, hatten Sie dazu noch keinerlei amtlichen Auftrag erhalten. Um die Not zu wissen, war Ihnen genug. Dass etwas geschehen musste, hat Ihnen zunächst Ihr Sinn für Gerechtigkeit, hat Ihnen zuerst Ihr Gewissen gesagt. Im September 1939 kam der Auftrag des Deutschen Caritasverbandes hinzu. Ein Schreiben des damaligen Präsidenten ermöglichte Ihnen, alle dafür erforderlichen Reisen und Tätigkeiten zu unternehmen. Aus heutiger Sicht sind wir geneigt, das für eine pure Selbstverständlichkeit anzusehen. Die Sorge für die vom Regime des Nationalsozialismus Verfolgten hätte freilich auch für die gesamte Caritasarbeit zu einer schweren Bedrohung und Belastung werden können und wurde es auch. *Benedikt Kreutz* und seine Mitarbeiter hatten den Mut, hinter Ihnen und vor Ihnen zu stehen. Ich denke, dass diese Stunde ein gegebener Anlass ist, dies mit dankbarer Anerkennung mit zu erwähnen und auszusprechen.

Als die Situation immer dramatischer und gefährlicher wurde, hat noch ein anderer Ihren Dienst, Frau Dr. Luckner, mit der Autorität seines Amtes und seiner Persönlichkeit gedeckt. Erzbischof Dr. *Conrad Gröber* liess Ihnen einen Ausweis ausstellen, in dem Ihr Einsatz so umschrieben war: »Fräulein Dr. Gertrud Luckner ist von uns mit der Durchführung notwendiger Aufgaben der ausserordentlichen Seelsorge betraut.« Als Sie daraufhin Erzbischof Gröber auf die Gefährlichkeiten des Unternehmens hinwies und zugleich erneut Ihre Bereitschaft zum Ausdruck brachten, jeden Ihnen möglichen Weg einer Hilfe zu gehen, lautete seine Antwort nur: »Wenn sie mich deswegen holen wollen, dann sollen sie mich holen.« Als Sie, Frau Dr. Luckner, verhaftet wurden, sollte damit nicht zuletzt Erzbischof Gröber und der gesamte deutsche Episkopat getroffen werden. Nicht umsonst ist in den Vernehmungsprotokollen der Gestapo vermerkt: »Die bisherigen Ermittlungen haben somit einwandfrei ergeben, dass die katholische Kirche in Deutschland in betonter Ablehnung der deutschen Judenpolitik systematisch die Juden unterstützt, ihnen bei der Flucht behilflich ist und kein Mittel scheut, ihnen nicht nur die Lebensweise zu erleichtern, sondern ihnen auch illegalen Aufenthalt im Reichsgebiet möglich zu machen. Die mit der Durchführung dieser Aufgaben betrauten Personen geniessen weitestgehende Unterstützung des Episkopats und gehen sogar so



Blick ins Plenum: 1. Reihe v. r. n. l.: Präsident W. Nachmann, Zentralrat d. Juden in Deutschland – Oberbürgermeister Dr. Böhme mit Gattin – Landesrabbiner Dr. Levinson – Erzbischof Dr. Oskar Saier – Dr. E. L. Ehrlich – G. Luckner – Frau Ehrlich – Prof. Dr. Clemens Thoma – Akademiedirektor D. Martin Stöhr mit Gattin (halb verdeckt) – Generalvikar Dr. R. Schlund.

weit, deutschen Volksgenossen und deutschen Kindern die ohnehin knapp bemessenen Lebensmittelrationen zu schmälern, um sie Juden zuzustecken.« An einer anderen Stelle heisst es dazu weiter: »Durch die Tatsache, dass Erzbischof Dr. Gröber im Auftrag des deutschen Episkopats das Hilfswerk für die Juden ins Leben gerufen, einen Geldfonds für diese Zwecke zur Verfügung gestellt, der von ihm persönlich beauftragten Dr. Luckner alle Vollmacht erteilt und ihre ganze Handlungsweise gutgeheissen hat, ist die volle Verantwortlichkeit des deutschen Episkopats klagestellt.«

Aufschlussreich ist schliesslich eine weitere Notiz in der Angelegenheit »Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber, Freiburg«. Diese Notiz lässt ahnen, welches Schicksal die katholische Kirche nach dem sogenannten Endsieg des Nationalsozialismus erwartete: »Im übrigen teilt der Referent mit, dass die Angelegenheit Luckner dem Reichsführer der SS sowie dem Reichsleiter Bormann berichtet wurde, da der Fall für die Beurteilung der Haltung der katholischen Kirche gegenüber dem Staat schwerwiegend sei. Es wurde ferner noch darauf hingewiesen, dass das Reichssicherheitshauptamt zur Zeit damit beschäftigt sei, eine Denkschrift über das Verhalten des Erzbischofs Dr. Conrad Gröber, Freiburg, während des Krieges auszuarbeiten, in der vor allem der hier vorliegende Fall Dr. Luckner berücksichtigt werden soll.«

In Erzbischof Dr. Conrad Gröber waren Sie, verehrte Frau Dr. Luckner, einem Menschen begegnet, der es wie Sie selber mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, Unrecht schweigend und untätig hinzunehmen. Für diese unerschrockene Haltung, heute wenig bekannt, erweisen wir auch ihm in dieser Stunde bleibenden Dank. Ihr Einsatz, Frau Dr. Luckner, hat Ihnen einen hohen Preis abverlangt. Über zwei Jahre waren Sie inhaftiert. Dass Sie zu denen gehörten, die das Konzentrationslager Ravensbrück überlebten, war keineswegs von vornherein abzusehen. Vom Durchlittenen gekennzeichnet, aber nicht ge-

brochen, haben Sie im Jahre 1945 einen neuen Abschnitt Ihres Lebens begonnen. Sie waren und sind davon überzeugt, dass es eine wirkliche Zukunft für die Menschheit nur geben kann, wenn alle lernen, einander in ehrfürchtiger Achtung zu begegnen. Aus dieser Überzeugung heraus haben Sie sich von der ersten Stunde an mit beispielhaftem persönlichem Engagement in den Dienst jüdisch-christlicher Aussöhnung und Verständigung gestellt. Ihr Name und der Freiburger Rundbrief, über den Herr Professor Dr. Clemens Thoma nachher zu Ihnen sprechen wird, sind dafür geradezu ein Programm geworden.

Als an Gott glaubend sind wir uns bewusst, dass Gott selbst der Geber aller guten Gaben ist. Er hat Ihnen die Kraft zu Ihrem Dienst geschenkt. Ihm vor allem gebührt deshalb auch in dieser Stunde dafür unser aller Dank. Sie, sehr verehrte Frau Dr. Luckner, haben sich freilich zu einem solchen Dienst rufen lassen. Für uns und für viele sind Sie so zu einem Zeichen geworden, das auch in dunkelster Nacht hell beleuchtet hat. Auch Ihnen dürfen wir deshalb für Ihr Zeugnis ein herzliches Wort des Dankes sagen.

Ich bin mir sehr wohl bewusst, und wir alle Anwesenden werden es in gleicher Weise sein, dass Sie, Frau Dr. Luckner, den Menschen nicht beigestanden sind, um dafür einmal später Dank und Ehre zu erfahren. Sie sahen sich vor einen Anspruch Ihres Gewissens gestellt, und Sie haben versucht, Ihnen mögliche Antworten auf den Anruf Gottes zu geben.

Damit, sehr verehrte Anwesende, ist uns und den kommenden Generationen der Weg aufgezeigt, der angesichts so vielfältigen Unrechts und so unermesslicher Not heute und in Zukunft zu gehen ist. Sie, Frau Dr. Luckner, sind uns und kommenden Generationen ein leuchtendes Vorbild. Zu Ihrem Geburtstag wünsche ich Ihnen einen von Gott reich gesegneten Abend des irdischen Lebens und den strahlenden Aufgang des ewigen Tages! Ich danke Ihnen.

III »FREIBURGER RUNDBRIEF–

Dokument christlich-jüdischer Begegnung nach 1945«

Festvortrag von Professor Dr. Clemens Thoma

Liebe Frau Dr. Luckner!

Sehr verehrter Herr Erzbischof!

Meine Damen und Herren!

Über den Freiburger Rundbrief (FrRu), seinen Inhalt, seine Geschichte, seine Bedeutung und die Probleme seiner Erneuerung und Weiterführung zu urteilen, scheint fast so schwierig zu sein, wie wenn man als wildfremder Mensch über das Münster von Freiburg, seine Geschichte, seine Kunst, seine Verwendbarkeit und seine anstehenden baulichen Adaptierungen etwas Brauchbares sagen sollte. Dass sich FrRu und Freiburger Münster metaphorisch zueinander verhalten, zeigt sich z. B. an der Kolossalität beider. Ähnlich wie das Münster alle andern Kirchen der Stadt an Vielgestaltigkeit, Kunst, Umfang und Höhe überragt, so überragt der FrRu alle christlich-jüdischen Zeitschriften an Vielfältigkeit, Grösse und Umfang. Der FrRu ist 30 cm hoch, 21 cm breit und hat durchschnittlich 144 Seiten Umfang. Auf jeder Seite finden sich so viele Wörter und Sätze wie in etwa 4 Seiten eines normalen Buches. In den 36 Folgen von 1948 bis 1984 erreichte der FrRu 5187 Seiten. 2553 Bücher aus praktisch allen Sparten der Geisteswissenschaften, der Geschichte, der modernen Zeitgeschichte, der Judaistik und der Belletristik wurden in ihm rezensiert. Ausserdem enthält er insgesamt 20 Skizzen und Zeichnungen und 33 Fotos. Etwa 10 300 Namen aus der Antike, dem Mittelalter und der Moderne kommen in den 36 Folgen vor.

In drei Schritten will ich versuchen, vom grossen Äusseren zum vielfältigen Inneren und zur heutigen Bestimmung und Bedeutung des FrRu vorzudringen. Zuerst möchte ich die Geschichte der Ausweitung des FrRu vom maschinengetippten Korrespondenzblatt von 23 Seiten bis zur 36. Folge mit 244 Seiten in einigen Punkten skizzieren. Dann geht es um die Punkte, in denen der FrRu einzigartig und unentbehrlich ist. Schliesslich geht es um Wege in die Zukunft.

1. Vom Korrespondenzblatt zur dokumentarischen Informationsquelle

1.1. Der kleine Anfang

Im August 1948 begann der FrRu mit folgendem Geleitwort von Gertrud Luckner: »Im Anschluss an die Hilfstätigkeit in den Verfolgungsjahren, die im Auftrag des verstorbenen Erzbischofs von Freiburg, Dr. Conrad Gröber, als Caritasreferenten der Fuldaer Bischofskonferenz und im Rahmen des Deutschen Caritsverbandes in fast allen deutschen Diözesen erfolgte, wurde im Frühjahr 1948 in Freiburg in einem kleinen Kreis Interessierter erörtert, welche Konsequenzen aus der Tatsache zu ziehen seien, dass in der Hitlerzeit zum erstenmal Christen und Juden gemeinsam verfolgt worden sind. Dabei wurde auch die Herausgabe einer Korrespondenz angeregt, die das Verhältnis zwischen den Angehörigen des alten und des neuen Gottesvolkes informierend und klärend behandeln und so die verhängnisvolle gegenseitige Unkenntnis überwinden helfen soll. Schweigen, Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit liegen über der Ermordung von Millionen. Inzwischen sind Abneigung und Judenhass als Folge mancher verhängnisvollen Entwicklung dieser Jahre erneut im Wachsen... Es ist daher notwendig, dass diese Erscheinungen in ihren eigentlichen Ursachen aufgrund

von genauen Informationen untersucht und aufgeklärt werden, um sie vorurteilsfrei zu verstehen und erkennen zu können. Mancher Schleier, der sich in der Zeit der Untergrundhilfe über das Vergangene gebreitet hat, muss gelüftet werden, um Gegenwärtiges zu verstehen, damit Brücken geschlagen und gesunde menschliche Beziehungen zu unsern jüdischen Mitmenschen wieder hergestellt werden können, insbesondere auch zu unseren christlichen Brüdern jüdischer Herkunft. Es bedarf auch einer grundsätzlichen Besinnung der Christen, um alte Vorurteile zu überwinden. Eine Beziehung zwischen Menschen ist unmöglich, wenn ein Gespräch nicht zustande kommt. Wir möchten uns ein solches Gespräch mit unsern jüdischen Brüdern wünschen...«

In der Folgezeit hat der FrRu »manchen Schleier gelüftet, der sich in der Zeit der Untergrundhilfe über das Vergangene gebreitet hat«. Er ist Frucht caritativer Tätigkeit und der Erfahrung des Widerstandes. Durch Information und Dialog wollten die Initianten diese Tätigkeit weiterführen.

1.2. Die andere Entwicklung

Der FrRu hat sich auf weiten Strecken anders entwickelt, als es sich die Schreiberin des Geleitwortes vorgestellt hat. Mit ihrem Geist und ihren eigenen Händen chauffierte Gertrud Luckner den FrRu in viele neue, bislang unbekannte geistig-religiöse und politische Landschaften hinein. Folgende Punkte fallen ins Auge:

1.2.1. Der FrRu ist keine gelegentlich erscheinende Information geblieben. Er erschien vielmehr meistens alljährlich in stets wachsendem, aus postalischen Ersparnisgründen in geradezu unhandlich werdendem Umfang. Allerdings liess sich nie ein festes Erscheinungsdatum fixieren. »Der FrRu hat seinen eigenen Fahrplan«, war einer der geflügelten Sätze von Gertrud Luckner. Wenn sie das Gefühl hatte, es braue sich noch etwas Heilvolles, Interessantes oder Unheilvolles zusammen, dann wurde unerbittlich mit der Herausgabe gewartet, wurden Nachträge verfasst oder Ankündigungen von nachzuholenden Dokumentationen gemacht. Jeder Rundbrief kam erst heraus, wenn die Schriftleiterin sicher war, er bilde wie ein gut gelagerter Wein eine gereifte Einheit, die Licht in Vergangenes, Gegenwärtiges und Kommendes werfe.

1.2.2. Der FrRu ist auch keine Korrespondenz geblieben. Die der ersten Folge häufigen Briefe und Erwidierungen bedeutender jüdischer, christlicher und politischer Persönlichkeiten wuchsen in späteren Folgen immer mehr zu Grundsatzartikeln, breit angelegten Themenbewältigungen etc. aus. So wurde aus dem Rundbrief ein dokumentarisches Journal über die vielfarbige Palette des jüdisch-christlichen Lebens und Ringens. Dabei erlahmte aber das Bestreben in keiner Weise, Persönliches, Rundbriefhaftes, Echos aus dem Leserkreis, Berichte über die eigene Arbeit, Episoden aus dem kirchlichen und jüdischen Leben oder poetische Stücke aus der jüdischen und christlichen Tradition und Gegenwart zwischen alle Informations- und Dokumentationsblöcke einzustreuen. Das Journal sollte nicht den wissenschaftlichen oder dokumentarischen Kältetod sterben!

1.2.3. Die theologischen und allgemein inhaltlichen Vorstellungen des FrRu erfuhren starke Veränderungen. Gertrud Luckner selbst bemerkte bisweilen in der Rückschau

scherzhaft, vieles was in den Anfängen progressiv, kühn, ökumenisch und weitblickend geklungen habe, höre sich heute beinahe antijüdisch an. Der FrRu ist ein Dokument eines geradezu kataraktartigen Übersturzes in der christlichen Theologie des Judentums und im kulturellen Bewusstsein der Menschen seit Ende des Zweiten Weltkrieges. Ich möchte nur einige sehr periphere Beobachtungen antippen.

Bis zur 23. Folge (1971) lautete der Untertitel des FrRu »Beiträge zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste beider Testamente«. Dieser Titel liess sich nicht mehr halten, da es nicht zwei Gottesvölker geben kann, sondern nur eines, in das die Heiden nach allmählich aufdämmerndem christlichem Verständnis unerwartet und unverdienterweise durch Christus eingepfropft wurden (Röm 11, 17; Eph 2, 11–22). Von der 24. Folge (1972) an lautet der Untertitel einigermassen verlegen farblos: »Beiträge zur christlich-jüdischen Begegnung.« Um aber das Persönliche für den Namen und den Untertitel erneut zu retten, wurden seit der 31. Folge (1978) zwei sich umarmende Frauen als eine Art Signet dem Untertitel beigedruckt. Die Anregung dazu stammt aus einem Widmungsartikel von P. Paulus Gordan, OSB, anlässlich des 75. Geburtstages von Gertrud Luckner (FrRu 27/1975, S. 16–20). Der »Stuttgarter Psalter«, eine karolingische Handschrift, stellt den Besuch Marias bei ihrer Base Elisabeth in einer Miniatur dar und stellt diesen Besuch unter das Motto von Ps 84, 11: »Barmherzigkeit und Wahrheit begegnen sich, Gerechtigkeit und Friede haben sich geküsst.« Im Sinne dieser Miniatur stellt Elisabeth als Trägerin der Gerechtigkeit den Alten Bund dar, Maria, die Bringerin des Heilsfriedens, den Neuen Bund. Beide Bünde umarmen und küssen sich. Dahinter steht die engagierte Hoffnung, dass die christlich-jüdischen Beziehungen zu einer unerhört herzlichen Begegnung, Verzeihung und Versöhnung führen mögen. Zusammen mit diesem Frauensignet ist der Untertitel wieder dem ursprünglichen angenähert, ohne dass dessen theologisch ungenauer heilsgeschichtlicher Dualismus wieder aufscheinen würde.

Ab Folge 24 (1972) ist dem FrRu der Immanuel – d. h. »Dokumente des heutigen religiösen Denkens und Forschens in Israel« – beigefügt. Teilweise handelt es sich um einen deutschen Nachdruck der englisch erscheinenden Zeitschrift Immanuel, die von der »Ecumenical Theological Research Fraternity« in Jerusalem herausgegeben wird. Von allem Anfang aber entnahm der Immanuel des FrRu seinem englisch sprechenden grösseren Bruder nur die besten Stücke. Die meisten »summaries« und auch viele besonders in Englisch abgefasste Originaluntersuchungen wurden weggelassen. Statt dessen wurden wichtige, in Israel erscheinende, hebräisch verfasste historische und theologische Untersuchungen mit Hilfe einer Vertrauensjournalistin (Dr. D. Mach, Jerusalem) in den »Immanuel« des FrRu eingefügt. Zwei Gedanken stehen hinter dieser Ausweitung durch Immanuel: 1. Wir – ich kann diesen Plural gebrauchen, da ich selbst seit 1971 auch aus der schweizerischen Ferne am Rundbrief und Immanuel mitwirken durfte – wollen auch das israelische Geistesleben für Europa fruchtbar machen. 2. Wir wollen dokumentieren, dass das Judentum nicht nur aus der Diaspora besteht, sondern durch den Staat Israel eine neue Dimension und eine neue Bedeutung für die christlich-jüdische Haltung bekommen hat.

1.3. Ringen um Transparenz

Die wichtigsten Adressaten aller jüdisch-christlichen Bemühungen waren und sind die Theologen, Verkünder, Katecheten, Lehrer, Historiker und Kinder. Sie sollen von

sich herausbildenden oder verfestigten falschen Klischees, Voreingenommenheiten und Forschungsansätzen bewahrt und geheilt werden. Der FrRu kann nun aber nicht so weit gehen, methodisch-didaktisch zu zeigen, *wie* man das alles weiter zu vermitteln hat (»Wie sag ich's meinem Kinde?«). Andererseits aber kommt der FrRu nicht darum herum, die sich zunehmend komplizierende und ändernde jüdisch-christliche Beziehung möglichst transparent zu machen. Wissenschaftler, Studenten und Praktiker müssen in die Lage versetzt werden, mit Hilfe des Rundbriefes möglichst schnell zu sachdienlicher Information und Anregung zu kommen.

In der 18. Folge (1966) erschien erstmals am Ende einer Einzelnummer eine »Systematische Übersicht über die Literaturhinweise«. In der 20. und 21. Folge (1968/69) kam zusätzlich zu dieser Literaturübersicht ein systematisches Gesamtregister über den Inhalt aller FrRu seit Beginn heraus. Von 1969 an wurde jedem Heft des FrRu eine systematische Übersicht über die Literaturhinweise, über den Inhalt und über die Personen beigefügt. Um die letzten Ecken des FrRu zu erfassen, wurde schliesslich in der 33. Folge (1981) ein Gesamtregister aller Jahrgänge [I–XXX/1948–1978] seit Beginn mit Einschluss aller Immanuel-Nummern herausgegeben. Es umfasst 144 Seiten, eng geschrieben: Man will damit Transparenz schaffen, damit der FrRu nicht nur als Zeitschrift Gültigkeit habe, sondern auch einen Forschungs- und Arbeitsplatz z. B. für Katecheten und Dissertanden sein kann. »Der FrRu ist nicht nur eine Zeitschrift, sondern eine Institution« ist ein häufiger Luckner-Satz.

Für eine Institution wie den FrRu muss es aber neben der sachlichen Transparenz auch eine innere Transparenz, eine innere Leuchtkraft geben, die Leser von ihrer Seele her anzieht. Fundamental ist letztere durch die Widerstandsarbeit der Schriftleiterin während der NS-Zeit gegeben. Die neue Zeit aber erforderte neue Leuchtzeichen, damit die Leser erneut engagiert würden. Ein solches Zeichen ist das Alterswohnheim für NS-verfolgte Christen in Nahariyya, Israel, das 1975 nach vielen Vorarbeiten und Vorgaben seitens des katholischen Jakobuswerkes in Israel und des israelischen Sozialministeriums als Gertrud-Luckner-Haus eröffnet wurde. Und dies mit Hilfe finanzieller Mittel des vom Bonner Bundesfinanzministerium verwalteten Hilfsfonds für die durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen nicht jüdischen Glaubens (HNG-Fonds) über den Deutschen Caritasverband sowie der deutschen katholischen Bischöfe und der Allgemeinen Treuhandorganisation für die Betroffenen nicht jüdischen Glaubens (ATO). Es bietet 20 pflegebedürftigen Insassen Heimat. Dabei handelt es sich meist um katholische Frauen, die in der NS-Zeit jüdische Kinder und Männer retteten, mit ihnen die Verfolgung überstanden, nach dem Krieg die Geretteten heirateten und mit ihnen nach Israel kamen. Als Christen, Eingewanderte des deutschen Kulturkreises aus den Ostblockländern mit verschiedenen Sprachen und Mentalität, haben sie sich nie ganz adaptieren können, und immer als fremd empfindend, fanden sie endlich eine Geborgenheit in dem Heim und erstmals ein eigenes Zimmer. Sie sind keine Selbstzahler. So kann seit 10 Jahren der FrRu erneut als Ort des engagierten sozialen Einstehens für benachteiligte und behinderte Menschen für Interessierte attraktiv werden (vgl. FrRu XXX/1979, S. 159 ff. u. s. u. S. 137).

2. Unentbehrliche Dokumentationen

Es gibt im FrRu Inhalte, die für die moderne Forschung unentbehrlich sind, die sich nirgendwo sonst in dieser Zusammenstellung, Dichte und Blickrichtung finden. Ein Dissertand oder ein Editor christlich-jüdischer Erklärun-

gen würde lange suchend umherirren, wenn er nicht den FrRu zur Hand nähme. Es handelt sich um folgende Bereiche:

2.1. Dokumentation aller offiziellen und halboffiziellen Erklärungen der Kirchen und Teilkirchen zum Themenkreis Christentum – Judentum.

Von allem Anfang an war Gertrud Luckner darauf aus, auf christliche Erklärungen gegen den Antisemitismus und für bessere Darstellungen des Judentums in Predigt, Katechese und Öffentlichkeit hinzuarbeiten. Wenn solche dann erschienen, wurden sie vollständig samt Kommentaren und wichtigsten Zeitungsechos im FrRu abgedruckt. Oft sind deutsche Übersetzungen lateinischer, englischer oder französischer Dokumente nur im FrRu zu finden. Prälat Johannes Österreicher, der massgeblich an der Konzils Erklärung Nostra aetate Nr. 4 beteiligt war, also primärer Kenner dieser vor 20 Jahren herausgekommenen Konzils Erklärung ist, gestand mir, dass das im FrRu im Zusammenhang mit Nostra aetate Geschriebene für ihn nach wie vor ergänzend und anregend sei. Um die Bedeutung der Dokumentation und Kommentierung der offiziellen Judenerklärungen der Kirchen und Teilkirchen (besonders auch der Kirchen Deutschlands) durch den FrRu einigermaßen errahnen zu können, sei daran erinnert, dass seit 1948 über 60 offizielle kirchliche Erklärungen über die christliche Haltung den Juden und dem Judentum gegenüber von den verschiedenen Kirchen herausgegeben wurden. Kein anderes Thema hat die Kirchen in letzter Zeit so stark aufgewühlt und so viele offizielle kirchliche Druckerschwärze benötigt: weder der Kommunismus noch die Abtreibung!

2.2. Dokumentation des kirchlichen Lebensvollzuges in Deutschland, Österreich und der Schweiz nach 1945, soweit dieser die christliche Umkehrbereitschaft den Juden und dem Judentum gegenüber betrifft.

Im FrRu sind alle deutschen Katholikentage und alle Evangelischen Kirchentage seit 1948, soweit sie das christlich-jüdische Anliegen aufgriffen, mit Einzelheiten festgehalten: die wichtigsten Ansprachen, Diskussionen und Entschliessungen sind abgedruckt. Die kirchlich-jüdischen Gottesdienste sind meist vollständig in ihrem Ablauf mit Lesungen, Liedern, Gebeten und Segnungen wiedergegeben. Wer die Geschichte der von diesen christlichen Grossveranstaltungen ausgehenden christlichen Erneuerungsimpulse erfassen will, findet im FrRu eine weit grössere Vollständigkeit als in den offiziellen Berichten über die Evangelischen Kirchentage und die Katholikentage. Die exemplarischen Liturgien sind u. a. deshalb vollständig abgedruckt, damit Adaptierungen in Gemeinden leichter fallen können, damit überlastete Seelsorger und Pastoren Handreichungen zur Verfügung haben. Ähnliches gilt von den vielen christlich-jüdischen Veranstaltungen im deutschen (aber auch im französischen, englischen und hebräischen) Sprachraum. Es gibt keine Tagung in unseren Breiten von Gewicht, die nicht im FrRu ihren Niederschlag gefunden hätte.

2.3. Dokumentation des schwierigen und feinfühlig-jüdisch-christlichen Zusammenfindens besonders im deutschsprachigen Raum und in Israel seit Ende des Zweiten Weltkrieges.

Die volle jüdisch-christliche Begegnung besteht weder aus blossen Dokumentensammlungen und -kommentierungen noch aus Gross- und Kleinveranstaltungen. Sie ist auch kein blosses wissenschaftliches Ringen zwischen christlichen und jüdischen Judaisten und Zeitgeschichtlern, kein

blosses philologisches und ideologisches Aufrechnen zwischen Rabbinisten und Neutestamentlern und kein blosses gegenseitiges Sich-auf-die-Finger-Schauen. Diese Begegnung hat vielmehr daneben und darüber hinaus eminent praktische Dimensionen, die auf die Hebung zwischenmenschlicher Qualitäten – nicht auf Verfestigung von Positionen und Ideologien – ausgerichtet sind. Es muss zwischen Christen und Juden zu einem intensiven und umfassenden Schalom kommen. Alle Partner müssen sich mit vollpersönlichem Engagement darum bemühen, Entfremdungen und Vorurteile zurückzudämmen und intakte, unversehrte Beheimatungen von Menschen verschiedener Schicksale und konträrer Lebensanschauungen zu ermöglichen. Diese Bemühungen können nicht nur humanitärer Natur sein. Von ihrer Wurzel her stehen sie vielmehr in unverbrüchlichem Bezug zu biblischen Traditionen der Herzlichkeit und der Verzeihung Gottes. Dies eben ist der Sinn des alt- und neutestamentlichen Wortes Schalom: intakt, beheimatet sein unter den Fittichen des Gottes Israels und Vaters Jesu Christi. Es gibt kein zweites jüdisch-christliches Journal neben dem FrRu, das alle sachlichen und weltanschaulichen Probleme, die zwischen Christen und Juden bestehen, so herzlich in echt menschliche Beobachtungen, Berichte, Berichtigungen, Anregungen und Ermunterungen einhüllen würde. Dabei wird Wissenschaftliches in seinem vollen Rang belassen. Es ist bester Humus für Gemeinschaftlichkeit, Brüderlichkeit, Schwesterlichkeit, Besinnung und Umkehr, wenn im FrRu z. B. berichtet wird, dass ein Kardinal in einer Bischofssynode unverhofft aufstand und seine Kollegen mit dem Postulat verwirrte, die Christen müssten das jüdische Volk wegen Verfolgungen und Schweigen um Verzeihung bitten (vgl. FrRu XXXV/XXXVI 1983/84, S. 3 f.). Ähnliches gilt, wenn im FrRu der jüdische Wissenschaftler David Flusser zur Sprache kommt, der einen scheinbar weit hergeholten geistreichen Artikel über »Vladimir Solovjov und unsere Lage« schreibt (FrRu XXI/1969, S. 8–11), oder wenn der jüdische Philosoph Hugo Bergmann aus Dankbarkeit gegenüber Gertrud Luckner einen Abschnitt aus dem Werk des jüdischen Mystikers Abraham Isaak Kuk für den FrRu übersetzt (FrRu XII, 1959/60, S. 3). Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Im neuesten FrRu (1983/84) S. 28 f. wird ausführlich mit Beifügung aller Dokumente die mutige Tat des bayrischen Staatsanwaltes Josef Hartinger geschildert, der 1933 gegen Funktionäre des Konzentrationslagers Dachau Anklage erhob. Oft werden Episoden in den FrRu eingestreut: wenn sich z. B. Israelis schützend vor christliche Bewohner des Landes stellten oder wenn Christen Juden ostentativ geholfen haben. Man kann keine Nummer des FrRu beiseite legen, ohne wissenschaftlich angeregt, emotional-religiös reuig und menschlich traurig über eigene und fremde innere Lässigkeiten und Unaufmerksamkeiten zu sein.

2.4. Dokumentation der jüdisch-christlichen Zeitgeschichte vom Aufstieg Hitlers bis zu heutigen Auseinandersetzungen und Errungenschaften in Deutschland, in Israel und in der jüdisch-christlichen Diaspora.

Gertrud Luckner hat 1938 in Freiburg den Dr. rerum politicarum gemacht; sie vollbrachte ihre Hauptleistung während der NS-Zeit. Der FrRu ist ein Echo beider Umstände (vgl. FrRu XII, 1959/60; S. 29). Ihr politisches Gespür zeigt sich z. B. dort, wo es um Darstellung und Deutung israelischer Wahlen, gegen Israel gerichteter UNO-Resolutionen, des Camp-David-Abkommens und deutscher Wiedergutmachungsfragen geht. Die Ereignisse und ihr Echo sind immer politisch ausgewogen im FrRu enthalten. Mit noch grösserer Aufmerksamkeit und mit uneinge-

schränkter Kompetenz widmet sich Gertrud Luckner der jüdischen, der kirchlichen und der politischen Geschichte zur Zeit des Nationalsozialismus. Wie ein Seismograph achtet sie z. B. auf alles, was über Erzbischof Conrad Gröber in Büchern, Artikeln und Rezensionen gesagt wird. Sie berichtet in Nachträgen alle Ungenauigkeiten, die sie aus eigener Erfahrung kennt. Sie machte ja die Caritasfahrten in Gröbers Auftrag und ist auch – um die legeren Worte des Erzbischofs zu zitieren – »für ihn gesessen«. Ähnliche seismographische Empfindlichkeit zeigt Gertrud Luckner, wenn es um Pius XI., Edith Stein, Pius XII., christliche und jüdische Widerstandskämpfer und -gruppen, Kardinal Preysing, Dietrich Bonhoeffer, Prälat Lichtenberg, Johannes XXIII., Kardinal Bea, die Rolle der christlichen Hilfsverbände und den genauen Hergang und die Zeitpunkte nazistisch-mörderischer Machenschaften gegen die Juden geht. Sie schaut auch den deutschen Politikern aller Parteien, Theologen, Seelsorgern und Kirchenführern beider Konfessionen der Nachkriegszeit mit der Waffe des Rundbriefs auf die Finger. Wenn sie etwas Gutes, die eigene christliche Umkehr Unterstützendes sagen, werden sie eines Platzes im Rundbrief gewürdigt. Sie hat schon Erzbischöfe, Kardinäle und Bundesminister zum Zittern gebracht. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, z. B. das jüdisch-christliche Profil Konrad Adenauers, Willi Brandts, von Franz Josef Strauss und anderer im FrRu nachzulesen. Gertrud Luckner verstand ihre Arbeit im Dienste der christlich-ökumenischen und jüdisch-christlichen Solidarität nie als ein weiches und zögerndes Dialogisieren, sondern als unbedingt, ins kleinste Detail reichende Wahrheitssuche, als einen Imperativ mit Ecken und Kanten, der Politiker, Kirchenleitungen, Pastoren, Katecheten, alle Menschen verpflichtet.

3. Wege in die Zukunft

Dies ist das heikelste Kapitel! Gertrud Luckner selbst hat immer wieder ihre Sorge ausgedrückt, dass und wie es mit dem FrRu einmal weitergehe, »wenn ich einmal nicht mehr da bin«. Wir sind ihrem ehrwürdigen Geburtstag und auch der jüdischen und der christlichen Öffentlichkeit gegenüber unehrlich, wenn wir diese Frage hier nicht anschneiden oder sie gar tuschelnd ohne Gertrud Luckner und ohne die Öffentlichkeit verhandeln.

Es gibt leider keine zweite Gertrud Luckner mit diesen Erfahrungen, mit diesem breiten Rücken (bildlich!) und mit dieser Durchhaltekraft mitten in aller Gebrechlichkeit, trotz dauernd schmerzender Wunde. Man wird also leider, auch wenn mehr Mitarbeiter eingestellt werden, Inhalt und Umfang zurückschrauben, also rationalisieren müssen. Es wäre aber verhängnisvoll, wenn man nun Geleise in falsche Richtungen legen würde.

3.1. Es wäre kurzsichtig und grundfalsch, wenn der FrRu mit einer christlich-ökumenischen Zeitschrift fusionieren und so von christlich-ökumenischen Blickrichtungen aufgesogen würde.

Zwar muss man mit Gertrud Luckner insistieren: »Es gibt keine Ökumene ohne die Juden.« Ebenso gewichtig aber ist: Die jüdisch-christliche Frage hat ihr unverzichtbares Eigengewicht auch gegenüber der innerchristlichen Ökumene. Die Juden können nicht kirchlich zusammengefasst und auch nicht kirchlich belehrt werden. Sie sollen vielmehr ermuntert werden, dass sie als altes und junges Volk Gottes ihren eigenen Weg zum Reich Gottes finden. Aus ihrer Eigenständigkeit heraus ist jüdisch-christliche Theologie Herausforderung und Korrektur auch christlich-ökumenischer Bestrebungen. Es ist nun mit der durch den FrRu gegebenen einzigartigen Chance in Zukunft zu wuchern, indem die Kontakte zu evangelisch-jüdischen und

(so weit dies möglich ist) zu islamisch-jüdischen Bemühungen ausgebaut werden. Über christlich-jüdische Fragen gibt es keinen katholisch-evangelischen Dissens. Gott hat Katholiken, Lutheraner, Reformierte und Griechisch-Orthodoxe gemeinsam »im Ungehorsam zusammengebunden, um sich aller – Juden und Christen, ja der gesamten Menschheit – zu erbarmen« (Röm 11, 32). Die wichtigste Zukunftsarbeit, die vom FrRu ausgehen muss, ist die unverbrüchliche Zusammenkittung der christlichen Gemeinsamkeit in Schuld und Hoffnung mit Juden und Judentum. Ich bin glücklich über die heutige Anwesenheit evangelischer Christen, die sich in hervorragender Weise für Kirche und Judentum einsetzen. Mögen auch sie die katholische Kirche der Bundesrepublik Deutschland mit diesem Vorschlag behaften und das Anliegen am Ort des FrRu durchtragen!

3.2. Der FrRu muss eine kirchliche, d. h. von der Hierarchie getragene und geförderte Zeitschrift und Institution bleiben.

Wenn es um die Suche nach geeigneten Mitarbeitern des FrRu geht, sagte Gertrud Luckner etwa: »Wir brauchen christlich tief verwurzelte Mitarbeiter, denen wir auch unsern Ärger über kirchliche Fehlentscheidungen und Fehleinschätzungen anvertrauen können, ohne dass sie deshalb schon von ihrem christlichen Engagement abrutschen!« Ferner ist hier ein passant darauf aufmerksam zu machen, dass die Kirchenführer beider Konfessionen, inklusive der Vatikan, in keinem andern Medium eine so wohlwollende Deutung erfahren wie im FrRu, wenn sie sich jüdisch-christlichen Anliegen gegenüber auch nur einigermaßen offen zeigten. Entscheidender ist aber folgendes: Der FrRu wird eingehen, wenn er nicht ein Sammelort zur Besinnung, zum Forschen, zum gegenseitigen Erfahrungsaustausch und zur Versöhnung bleibt. Wenn ihn Judaisten oder sonst eine unabhängige Fachvereinigung übernehmen, würde er wesentlich verengt und verfremdet und würde den fachlichen Kältetod sterben oder von journalistischer Beliebigkeit zerredet werden. Durch ihr Entstehen für den FrRu können die Kirchen ihre ökumenische Kraft zeigen.

In diesem Zusammenhang muss auch die finanzielle Seite gestreift werden. Als Zeitschrift zahlender Abonnenten kann der FrRu nicht bestehen. Alle andern jüdisch-christlichen Zeitschriften beweisen dies; man bestellt sie ab, weil sie Gemüt und Herz zu wenig in Schwingung versetzen und weil sie das schlechte Gewissen und den religiös-provinziellen Chauvinismus anrühren. Die Kirche, der Staat und möglichst viele freiwillig Zahlende müssen finanziell im wesentlichen für den FrRu eintreten, wenn es ihnen mit Erneuerung und Versöhnung ernst ist. Vom blossen apostolischen oder bischöflichen Segen kann der FrRu nicht leben.

3.3. Es müssen Anstrengungen unternommen werden, damit der FrRu seine Adressaten auch wirklich erreicht.

Der FrRu darf kein Liebhaber-Journal für Leute werden, die vom jüdisch-christlichen Anliegen bereits erfasst sind oder die nostalgisch auf die Zeit des Widerstandes zurückschauen. Er muss den Lehrern, Religionslehrern etc., die eine von Umkehr und Versöhnung bewegte Jugend heranbilden sollen, so nahegebracht und aufgebunden werden, dass sie an ihm nicht guten Gewissens vorbeischaun können. Dies schliesst wahrscheinlich Computertechniken ein. Jedenfalls ist eine vorgesehene Erneuerung der Adressatenkartei ein unumgängliches Desiderat. Dazu ist in Lehrplänen Platz für unser Anliegen zu schaffen, wie dies schon die Vatikanischen Hinweise und Richtlinien für eine richtige Anwendung von *Nostra aetate* Nr. 4 im Jahre 1974/75 forderten.

4. Schlussbemerkungen

Ich schliesse mit dem im neuesten FrRu S. 226 sich findenden rabbinischen Gleichnis von den Zwillingen:

»Rabbi Yehoschua von Siknin sagte:

Gleich Zwillingen:

Einer hat Kopfweh, und der andere spürt es!

So sagt der Heilige, gelobt sei er:

Ich bin bei ihm in der Not.« (Ps 91, 15)

Gott spüre die Not Israels wie ein Zwilling das Kopfweh seines Zwillingbruders. Möge die Geschichte des FrRu und das durch ihn wirksam gewordene Engagement die Kirchen der Bundesrepublik Deutschland ähnlich sensibilisieren, wie Gott sensibel gegenüber seinem »Zwilling« Israel ist.

Dr. Hüssler: Im Namen von uns allen danke ich für diesen Vortrag und für die riesige Arbeit, die Sie an der Seite unserer lieben Frau Dr. Luckner machen.

IV Grussworte

Es folgen jetzt, bevor die Jubilarin selber zu Wort kommt, fünf offizielle Grussworte. Weitere können nachher – und Gratulationen – beim gemeinsamen Mahl erfolgen.

Oberbürgermeister Dr. Rolf Böhme,
Freiburg i. Br.:

Hochverehrte Frau Dr. Luckner, Herr Erzbischof,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Für die Stadt Freiburg und die gesamte Bürgerschaft möchte ich die herzlichen Glückwünsche der Jubilarin überbringen. Wir freuen uns sehr, dass Frau Dr. Luckner, unsere Ehrenbürgerin, diesen Tag in so geistiger und körperlicher Frische und Rüstigkeit begehen kann.

Wir danken auch sehr dem Erzbistum Freiburg, dem Deutschen Caritasverband, dass sie heute zu dieser Feierstunde eingeladen haben und aus ihrer Sicht die Ehrenbürgerin würdigen.

Das Land Baden-Württemberg und die Stadt Freiburg werden am kommenden Dienstag Gelegenheit nehmen, unsere Ehrenbürgerin entsprechend zu würdigen, und anlässlich eines Empfangs wird das Land Baden-Württemberg, vertreten durch Herrn *Minister Engler*, eine weitere Stufe des Grossen Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland Ihnen, sehr verehrte Frau Dr. Luckner, überreichen. Die Stadt Freiburg hat aus Anlass des 85jährigen Geburtstages vor einem halben Jahr beim Herrn Bundespräsidenten die nächste Stufe des Bundesverdienstkreuzes beantragt, und es wurde auch sofort akzeptiert, so dass wir am Dienstag Gelegenheit haben, unserer Ehrenbürgerin das Grosse Verdienstkreuz mit Stern und Band übergeben zu dürfen.

Ich beschränke mich heute auf die besonderen Beziehungen zwischen dem Deutschen Caritasverband und unserer Ehrenbürgerin. Diese Geschichte ist reich, und die Verbindung zum Deutschen Caritasverband wurde auch das Schicksal von Frau Dr. Luckner. Es war auch der Anlass, dass Frau Dr. Luckner nach Freiburg kam. Damals, im April 1931, war der unmittelbare Anlass, dass Sie, Frau Dr. Luckner, nach Ihrem Studium in Frankfurt und Aufenthalt in England beim Institut für Caritaswissenschaften sich hier in Freiburg weiterbilden und weiterstudieren wollten. Sie kamen dann in Freiburg in Kontakt mit jüdischen Familien. Sie gründeten einen »discussion circle«, einen Diskussionskreis mit deutschen Schülern und Studenten, und so hat sich das entwickelt, zufällig, aber doch wohl nicht zufällig weitergeführt.

Und die Geschichte ist bekannt. Ich möchte mich auf zwei Begegnungen beschränken, auf die Schilderung von Frau Dr. Luckner selbst, wie sie die sogenannte »Reichskristallnacht« erlebte, wie Sie hinfuhren – zur jetzigen Universität, dem freien Platz, wo die Synagoge stand – und anschliessend mit dem Rad befreundete jüdische Familien in Freiburg in dieser Nacht aufgesucht haben, u. a. Professor Cohn, der allein in seinem Haus lebte, weil Familie, Frau und Kinder Gott sei Dank rechtzeitig bereits geflüchtet waren. Und die zweite Begegnung, die bei der Schilderung Ihres Lebens ans Herz geht, das war der Marsch, der schon erwähnt wurde, vom KZ Ravensbrück, zu dem Sie Ende April 1945 Tage und Nächte in die mecklenburgischen Wälder getrieben wurden. Sie schildern selbst, wie Sie einer Gruppe deutscher Flüchtlinge aus dem Osten begegneten, die vor der russischen Front geflohen waren, und diese Flüchtlinge die Häftlinge fragten: »Warum seid ihr dort drinnen gewesen?« Und die Häftlinge antworteten: »Weil wir nicht wollten, was jetzt gekommen ist!«

Die Nachkriegszeit ist bekannt. Frau Dr. Luckner, hoch geehrt im entstandenen Staat Israel, hoch geehrt hier in der Bundesrepublik, hoch geehrt auch von der Stadt Freiburg, welche ihr das Ehrenbürgerrecht, die höchste Auszeichnung, die die Stadt verleihen kann, übergab.

Frau Dr. Luckner wurde wichtig in der Stadt. Der Freiburger Rundbrief ist eine Institution, der mit dem Namen dieser Stadt ausgezeichnet ist. Ich möchte bekennen, dass Ihr Referat nicht ohne Wirkung geblieben ist. Die Stadt Freiburg hat bisher den Freiburger Rundbrief unterstützen können. Frau Dr. Luckner, es ist Ihr Herzensanliegen, dass der Rundbrief weitergeführt wird. Ich möchte Ihnen versichern, dass wir von der Stadt auch künftig diesen Rundbrief unterstützen wollen und auch werden.

Es gibt ein reiches, jüdisch-christliches Leben hier in der Stadt, und wir waren glücklich, im Sommer dieses Jahres, vor wenigen Wochen, den ersten Spatenstich für eine neu zu bauende Synagoge in Freiburg gemeinsam durchführen zu können und bei der Gelegenheit das alte Portal, das wir wiedergefunden haben, unserer jüdischen Gemeinde in Freiburg übergeben zu können.¹

So ist dieses Leben uns ein Anlass zu diesem Rückblick und mit viel Repräsentation und vielem Dank an Frau Dr. Luckner – sie heute zu würdigen.

Es bleibt die bohrende Frage – sicher im Sinne auch von Frau Dr. Luckner –, ob das, was sie empfand, Anfang der 30er Jahre, die Forderung: *principii obsta*, und sie, die diese Forderung aufgenommen hat, wie wir diese Forderung heute empfinden und versuchen, Antwort zu geben, das heisst Verantwortung zu zeigen für heute und für morgen. »Die Geschichte wiederholt sich nie, aber immer tun es die Menschen«, sagte einmal Voltaire. Und so ist für uns die Frage, wie wir heute die Herausforderungen der Zukunft richtig beantworten, richtige Verantwortung zeigen. Sei es im Hinblick auf das Wettrüsten, sei es im Hinblick auf den Welthunger, sei es im Hinblick auf die fortschreitende Umweltzerstörung, die Ausbeutung unserer Erde.

Ich glaube, dass Persönlichkeiten wie Frau Dr. Luckner uns Mut geben können, diese Frage nicht nur zu stellen, sondern aufzunehmen. Sie haben einen Artikel überschrieben in einer Veröffentlichung des Herder-Verlages über Ihr Leben: »Reich beschenkt!« Und sie meinten damit, dass die Begegnung mit dem Judentum Sie reich beschenkt habe. Das ist sicher aus Ihrer Sicht so. Ich möchte heute den Spruch umkehren und sagen: Wir sind reich beschenkt von Ihnen, Frau Dr. Luckner, dass Sie den heuti-

¹ vgl. FrRu XIV/1962, S. 98 (Anm. d. Red. d. FrRu).

gen gezeigt haben, dass Ihr Leben Vorbild sein kann für künftige Generationen und dass wir alle aufgrund Ihrer Geschichte, Ihres individuellen Schicksals Mut schöpfen, dass wir mit besserem Wissen und schärferem Gewissen die Fragen von heute und morgen zu beantworten suchen.

Präsident Werner Nachmann, Vorsitzender des Direktoriums des Zentralrates der Juden in Deutschland:

Liebe Frau Dr. Luckner!

Es ist für mich eine grosse Ehre, im Namen des Zentralrates der Juden in Deutschland und auch im Namen des Oberrates der Israeliten Badens Ihnen heute herzlichst unsere Glückwünsche aussprechen zu dürfen.

Wir haben schon sehr oft miteinander diskutiert. Wir waren auch schon sehr oft bei verschiedenen Veranstaltungen zusammen. Ich hatte auch die Gelegenheit, bei den letzten Geburtstagen Ihnen gratulieren zu dürfen. Aber ich finde, dass gerade der heutige Tag einen besonderen Anlass für uns gemeinsam gibt. Es wird in diesem Jahr so viel nach 40 Jahren der Zerstörung der Naziherrschaft von der Versöhnung gesprochen. Frau Dr. Luckner, ich glaube, Sie haben diese Versöhnung bereits schon 1933 eingeleitet, und es waren leider nur zu wenige Dr. Luckners in dieser Zeit, sonst hätten wir sicherlich eine andere, eine bessere Geschichte, heute an Ihrem 85. Geburtstag, zu feiern. Sie haben damals schon angefangen, und ich muss sagen, durch Ihre Tätigkeit war es unseren Vätern auch wieder möglich, so schnell nach 1945 eine Verbindung und Wiederherrichtung jüdischer Gemeinden in diesem Lande diese Entscheidung zu treffen, eine Entscheidung, die vor 40 Jahren bestimmt nicht leicht war.

Nur durch Taten wie die von Frau Dr. Luckner gelang es den wenigen Überlebenden, die den Mut hatten, trotz vieler Gegnerschaft, im In- und Ausland wieder anzufangen mit den Menschen, auf die wir hoffen durften, mit den Menschen, die durch Taten, durch ihren eigenen Einsatz zeigten, dass es ein anderes Deutschland gab und wieder geben kann wie dies der Naziherrschaft. Sie waren somit Mitgründer unserer wiedererstandenen jüdischen Gemeinden. Und wenn ich heute an Ihrem 85. Geburtstag, 40 Jahre nach dieser Zeit, daran erinnern darf, was schon da und dort öfters vergessen wurde, auch vergessen wurde trotz der Freiburger Rundbriefe, dass die Bundesrepublik Deutschland ihre schnelle Eingliederung in die freie Welt und damit den Aufbau, den vor 40 Jahren noch niemand erhofft hat, nur dem zu verdanken hat, dass es Leute, wenn auch wenige, aber ganz besonders eine Frau Luckner gab. Ich glaube, es wäre auch für die Kirchen sehr oft notwendig, daran zu erinnern und nicht zu glauben, dass es eben die *Zeit* gebracht hat, die diesen Neubeginn für uns alle gemeinsam tragbar macht. Nur dadurch, dass es Menschen gab, auf die man sich verlassen konnte, haben wir es geschafft, trotz vielen Anfeindungen, dass es auch das gute Deutschland gibt, haben wir das erreichen können, haben wir heute, mit dem hochverehrten Herrn Erzbischof, und wir mit unserem lieben Herrn Landesrabbiner, Sie zu all dem, was Sie getan haben, zu beglückwünschen. Ich bin der Meinung, Frau Dr. Luckner, dass Sie trotz Ihres Alters noch viel vor sich haben. Ich glaube, wir brauchen Sie noch, um allein schon, und nicht jetzt von theologischer Seite, sondern von ganz primitiver Seite – wie ich es hier ausdrücken möchte – noch etwas besser abgestimmt und erklärt zu bekommen von dem alten und dem neuen Gottesvolk. Ich glaube, dass es noch Aufgabe Ihrer Tätigkeit sein wird, darüber gerade der jungen Generation etwas mehr zu sagen, weil diese Formulierungen

mich persönlich immer etwas erschrecken, weil es kein altes und kein neues Gottesvolk, so glaube ich, gibt, sondern es gibt *ein* Gottesvolk, wo verschiedene Arten der Religionsausübungen in sich einbegriffen sind. Aber es sollte niemand den einen für alt und den anderen für neu, und für junge Generationen, für junge Menschen, damit der Trend zum Neuen und das Vergessen des Alten, hinnehmen. Ich glaube, das wird noch eine Aufgabe, sehr verehrte Frau Dr. Luckner, sein, die Sie trotz Ihres Alters, aber durch Ihre Frische, die auch eine Gottesgabe ist, Ihnen noch auferlegt werden kann. Ich hoffe auf alle Fälle, dass wir – und da wir vorhaben, im Neubau der jüdischen Gemeinde, dem Gemeindezentrum in Freiburg, einen »Dr.-Luckner-Saal« einzuweihen – Sie, Frau Dr. Luckner, noch zur gegebenen Zeit dabei finden werden, der Bau beginnt ja, und mit Ihnen daher über all die Probleme und all diese Zukunftspläne noch sprechen dürfen.

Ich darf Ihnen auf alle Fälle danken. Ich weiss, dass Sie einen Dank nicht möchten für das, was Sie geleistet haben. Ich habe die grosse Ehre gehabt, als wir Sie vorstellen durften anlässlich unserer Begegnung mit dem Papst in Mainz. Ich hatte die grosse Ehre, dabei zu sein. Ich war gerührt, was dieser Moment für Sie, aber auch für den Papst bedeutete, als man ihm über Ihre Leistungen in der Nazizeit und für die Versöhnung dann berichtete. Ich hoffe, dass wir in diesem Sinne noch viele, viele Jahre Ihnen immer wieder Dankeschön sagen dürfen für die Menschlichkeit, für die Zuverlässigkeit und das viele Gute, das Sie uns angetan haben, für das Sie nie Dank haben wollten. Aber der heutige Tag gibt uns doch die Gelegenheit, einmal Ihnen vielmals zu danken und alles Gute zu wünschen.

Ich habe mir lange überlegt, was man einer Frau wie Ihnen zu diesem Geburtstag schenken kann: ein jüdisches Objekt, ein christliches? Und ich bin dazu gekommen, einen alten Stich einer Kirche in Nazareth zu bekommen und somit beides zu verquicken, eine Kirche in Israel. Ich hoffe, dass Sie damit viel Freude haben und wünsche Ihnen noch alles Gute!

Dr. Ernst Ludwig Ehrlich, Basel:

Liebe Frau Luckner, treue Freundin,
Exzellenz,
Herr Oberbürgermeister,
meine Damen und Herren.

Die Feier, die wir heute zum 85. Geburtstag unserer verehrten, lieben Gertrud Luckner begehen, fällt für Juden in eine bedeutungsvolle Zeit: Es sind die Tage zwischen den beiden höchsten Feiertagen: Roschhaschana und Jom Kippur. In dieser Zeit sind wir geneigt, über uns nachzudenken, uns zu erinnern, unser Leben zu bedenken. Und auch die Prophetenlesung für den gestrigen Sabbat, er heisst Sabbat der Umkehr, ist auf diese Atmosphäre eingestimmt. Das Wort aus dem Propheten Joel (2, 17) scheint mir in einem übertragenen Sinn auch für unseren Anlass zu passen:

»Lasst weinen die Priester, die Diener des Herrn,
und sprechen: Verschone, Herr, dein Volk
und gib dein Erbe nicht der Schmach hin,
dass Völker ihrer spotten.
Warum soll man bei den Völkern sprechen:
Wo ist ihr Gott?«

Genau das war die Situation, in der das einzigartige Lebenswerk von Gertrud Luckner begann, in dem Augenblick, in dem die Mehrheit der Priester – jedenfalls um der Juden willen – 1933 nicht geweint hatte und wenige nur noch wussten, dass Gottes Bund mit Israel ungekün-

digst ist, was vom Apostel Paulus zu lernen gewesen wäre, wenn nicht schon aus der hebräischen Bibel. Auch in dieser Stunde und gerade in ihr können wir uns nicht verhehlen, dass die Juden nicht verschont und Gottes Erbe der Schmach preisgegeben wurde. In diesem Augenblick entstand den jüdischen Menschen eine tapfere katholische Frau, Gertrud Luckner, die schliesslich im KZ Ravensbrück ihr Schicksal mit Jüdinnen teilte, weil sie den jüdischen Menschen zur Hilfe eilte. Wir feiern sie heute, gerade weil es nur sehr wenige waren, denen Juden als Zeichen der Dankbarkeit in Yad Vashem einen Baum pflanzen können. Sie war eine der ersten Deutschen, die so geehrt wurden.

Als Heinrich Böll den Nobelpreis erhielt, sagte er in seiner Ansprache: »Tuende, nicht Tätige, möchte ich ehren. Alle diejenigen, die wissen, was es bedeutet, ein Flüchtling, ein Vertriebener zu sein, unwillkommen zu sein.« Diese Worte könnten für Gertrud Luckner geschrieben sein: Keine institutionelle Geschäftshuberei, keine Tätige, sondern eine *Tuende*, und dies in einer Zeit, da die meisten andern sich von den unwillkommenen Juden abwandten. Um so mehr schulden wir ihr Dank.

Es war in Zürich, im Jahre 1946. Dort traf ich meinen Lehrer, Rabbiner Dr. Leo Baeck, wieder. Wir hatten uns zuletzt im Januar 1943 in Berlin gesehen, wenige Tage bevor er ins KZ Theresienstadt deportiert worden war. Plötzlich kam eine mir damals unbekannte Deutsche. Sie schien mit Dr. Baeck seit langem sehr vertraut zu sein. Und durch ihn erfuhr ich hernach, woher er sein Bild von dem *andern* Deutschland erhalten hatte: Gertrud Luckner, mit der er in jenen schwersten Jahren in ständiger Zusammenarbeit stand. Eine Frau, eine Katholikin, eine Deutsche. Damals, in jenen Tagen des Jahres 1946 verstand ich, was Baeck uns während des Studiums der Jahre 1940–1942 vermitteln wollte: Nicht alle Deutschen sind Verbrecher oder Zuschauer, nicht wenige Frauen waren tapferer als opportunistische Männer, und die Katholizität, da, wo sie wirklich ausstrahlt und gelebt wird, ist biblischen Geistes. An diese Frau Gertrud Luckner hat Leo Baeck in seiner Freitagmorgen-Vorlesung gedacht, wenn er über diese Dreieit sprach: Deutsche, Frau und Katholizität.

Nach dem Kriege hat Gertrud Luckner u. a. gemeinsam mit dem allzu früh dahingegangenen Karl Thieme den Freiburger Rundbrief begründet, der seitdem für Zehntausende von Religionslehrern eine Quelle des Wissens und der Information geworden ist. Seine Bedeutung ist unermesslich.

Wer wie Gertrud Luckner unser Schicksal geteilt hat, teilt auch unsere Gedanken und unsere Assoziationen. Sie kennt die Seele der jüdischen Menschen, ihre Not und ihre Verletzlichkeit.

In wenigen Wochen wird in Rom gemeinsam mit Papst Johannes Paul II. das zwanzigjährige Jubiläum von *Nostra aetate* begangen, der Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils über das Judentum. Wenn diese Deklaration praktische Folgen gehabt hat, wenn die Buchstaben dieses Textes mit Geist und Leben erfüllt worden sind, so ist dies zu einem guten Teil auch Gertrud Luckner und dem »Freiburger Rundbrief« zu verdanken, der in allen Bereichen katholisch-jüdischer Probleme Katholiken ein Wegweiser geblieben ist, weit über die deutschen Grenzen hinaus. Als ich während des Konzils mit meinem heute hier anwesenden Freund Pater Ludwig Kaufmann den Bischof Colombo von Mailand besuchte, ein Bischof, der sonst unserm Anliegen fernstand, sprach er uns sofort auf den »Freiburger Rundbrief« an. Diese Tatsache ist um so merkwürdiger, als dieser Bischof gar nicht die deutsche Sprache beherrscht.

Gertrud Luckner achtet stets darauf, dass im Rundbrief nicht nur rein theologische Probleme behandelt werden, sondern das *ganze* Spektrum des Judentums Berücksichtigung findet, also auch der Staat Israel, der heute zum Selbstverständnis jedes Juden gehört, wo immer er auch leben mag.

So möchten wir Gertrud Luckner unsern Dank sagen, unsere Verehrung bezeugen und ihr wünschen, ihr Lebenswerk fortsetzen zu können, das bereits reiche Früchte getragen hat. Nur wenige Menschen werden das von ihrem Leben sagen können.

Akademiedirektor Pfarrer D. Martin Stöhr, Evangelische Akademie Arnoldshain:

Sehr verehrte liebe Frau Dr. Luckner!
Hochverehrte Festversammlung!

Dietrich Bonhoeffer wurde in demselben Frühjahr wie Sie verhaftet, und es war derselbe Grund. Sie hatten sich um Menschen bemüht, Juden, die verfolgt worden waren. Bonhoeffer hat am Ende des Jahres 1943, als Sie in Ravensbrück waren und er im Gestapo-Keller, eine Bilanz geschrieben, und er hat sich in die Schuld der Christen und der Kirchen hineingenommen. Ich zitiere ihn aus dem Jahre 1943: »Wir sind stumme Zeugen böser Taten gewesen. Wir sind mit vielen Wassern gewaschen, wir haben die Künste der Verstellung und der mehrdeutigen Rede gelernt. Wir sind die Wahrheit, das freie Wort oft schuldig geblieben. Wir sind durch unerträgliche Konflikte müde und vielleicht zynisch geworden. Sind wir noch brauchbar? Nicht Genies, nicht Zyniker, nicht Menschenverächter, nicht raffinierte Taktiker, sondern schlicht einfache, gerade Menschen werden wir brauchen. Wird unsere innere Widerstandskraft gegen das uns Aufgezwungene stark genug sein? Unsere Aufrichtigkeit gegen uns selbst schonungslos genug geblieben sein? Dass wir den Weg zur Schlichtheit und zur Geradheit wiederfinden?« – So weit Bonhoeffer in seiner Bilanz im Jahre 1943, dem Jahr Ihrer Verhaftung.

Ich gehöre einer nächsten Generation an und kann hier nur voller Dankbarkeit den wenigen aus Ihrer Generation, Frau Dr. Luckner, Dank sagen für das, was Sie gesagt und vor allem, was Sie gelebt haben. Sie waren im Bonhoefferschen Sinne brauchbar für das Werk des Gottes, der seine Menschen und vor allem sein jüdisches Volk wie seinen Augapfel liebt.

Sie haben das erfüllt, was Dietrich Bonhoeffer im Jahre 1933, als das deutsche Volk weitgehend mehrheitlich die Macht an Hitler ausgeliefert hatte, von den Christen verlangte, nämlich den Staat nach der Legitimität seines Handelns zu fragen, den Opfern zweitens zu helfen und drittens dem Rad in die Speichen zu fallen, das immer neue Opfer produziert. Was Bonhoeffer 1933 von den Kirchen und Christen verlangte, haben wenige getan, Sie haben es getan. Danke!

Sie sprechen wenig von sich. Und in den Aufzeichnungen, die ich von Ihnen im Freiburger Rundbrief und in Publikationen hier und da finde, treten Sie hinter den Menschen, denen Sie geholfen haben, als Helferin zurück.

Und doch möchte ich drei Sätze zitieren, die wichtig sind für die, die Ihr Werk weiterführen wollen und müssen. Sie schreiben einmal, dass seit dem Beginn der Deportationen, Massendeportationen, nur noch die Hilfe von Mensch zu Mensch blieb. Was steckt in diesem »nur«? Ihr Leben bis zum Tode gefährdet für das Leben derer, die zum Tod bestimmt waren. Und mein Wunsch schliesst sich an, dass es nur diese Menschen immer geben möchte, die das tun. Und Sie schreiben dann einmal in diesem

Rückblick von »Ihrer ununterbrochenen Wandertätigkeit in Grossdeutschland«. Die Zivilcourage einer Frau zur Zeit, als die Militärcourage der Männer Triumphe feierte. Sie haben nichts von dem Wort gehalten: Das alles ist doch nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Sie wussten, das waren keine Steine, sondern das waren Menschen. Und ein dritter Hinweis von Ihnen ist mir wichtig: Es war die Zeit, die Hilfe-Zeit, auch die Zeit der Ökumene, in der sich alle Gutwilligen ohne Unterschiede religiöser Auffassungen zusammenfanden zur Hilfe für Verfolgte, nicht die Lehre, nicht die Theorie, sondern die Praxis der biblischen Worte, der Hauptworte, der hebräischen Bibel: Liebe und Gerechtigkeit. Das haben Sie uns gelehrt und vorgelebt.

Ein Brief aus Hamburg hat Sie 1941 erreicht, Sie wissen den Absender nicht. Es war einer der von der Deportation Bedrohten. Sie haben geholfen, so wird Ihnen geschrieben, nicht nur körperlich – durch die Besuche und die Pakete und die Hilfe, sondern – ich zitiere diesen unbekannten Schreiber: Sie haben den Deportierten darüber hinaus den Glauben an die Menschheit wiedergegeben, und das ist viel. Denn der Glaube sollte mitzerstört werden in der Revolution des Nihilismus, die von 1933 bis 1945 in Deutschland sich breitgemacht hatte. Und wenn ich hier die Grüsse der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag, deren Mitglied Sie glücklicherweise seit langem sind, die Grüsse der Studienkommission Kirche und Judentum der Evangelischen Kirche in Deutschland, und jetzt nenne ich auch noch eine Gruppe der Jüngsten, in denen Ihr Name viel gilt, nämlich unser Studentenprogramm »Studium in Israel«, überbringe, dann muss ich dazu sagen, Sie haben die Wahrheit gelebt, von der – wenige Strassen von hier – an dem Portal der Universität steht, dass sie die Menschen frei macht. Das biblische Wahrheitsverständnis sagt, sie macht frei, wenn sie gelebt wird. Die menschliche Kompetenz war grösser als viele amtliche Kompetenz. Und die Liebe und die Freiheit zu leben, das muss man auch sagen, versteht der Freiburger Rundbrief und Ihre Arbeit bis heute. Sie haben gezeigt, dass von neuem Leben auch ein neues Nachdenken ausgeht. Ein Nachdenken darüber, wie denn das Verhältnis Juden und Christen neu zu bestimmen und neu in die Wirklichkeit dieser Welt einzubringen ist. Gottes Wort steht auf zweier Zeugen Mund, und dass das Zeugnis der Christen ein wenig glaubwürdiger geworden ist, das haben wir auch Ihnen zu verdanken. Danke!

Botschaftsrat Jehudi Kinar:

Liebe Frau Dr. Luckner,
sehr geehrter Herr Erzbischof,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
Rabbiner Levinson, Herr Nachmann,
meine Damen und Herren!

Nach all diesen Begrüssungen, Laudatio, Festvortrag und Grussworten ist es natürlich sehr schwierig, noch mit etwas Originellem zu kommen. Ich werde mich denn auch sehr kurz fassen.

Als ich vor zwei Jahren nach Deutschland kam, wurde mir gesagt: »Wenn du mal in Freiburg bist, musst du unbedingt Frau Dr. Luckner sehen.« – Ich kann Ihnen garantieren, dass mich nichts neugieriger gemacht hat als solch eine Aussage. Und ich habe auch gefragt, warum. Als ich dann nachgeforscht habe, hörte ich, was man hier schon vorher gesagt hat, was Frau Dr. Luckner während des Zweiten Weltkriegs gemacht hat und wofür sie auch nachher vom Staat der Juden, vom jüdischen Volk, das damals verfolgt wurde, von Israel die höchste Auszeich-

nung, nämlich die Auszeichnung von Yad Vashem, erhalten hat. Und wenn Sie wissen, dass auf dieser Auszeichnung ein Spruch aus dem Talmud steht: »Wer einen Menschen rettet, rettet die ganze Welt.« Also in dem Fall von Frau Dr. Luckner ist das sicher. Andererseits fragt man sich auch: »Wieso ist dann . . .«, man fragt sich eigentlich nicht mehr, nachdem man weiss, was sie gemacht hat, dass diese Freundschaft für das jüdische Volk auch auf den Staat Israel übergegangen ist. Und wenn man die Freiburger Rundbriefe liest, und ich habe das nicht so ausführlich gemacht wie Professor Dr. Clemens Thoma, aber erst in den letzten zwei Jahren, dann sieht man die Liebe für den Staat Israel. Auch unsere längeren Telefongespräche, worin sie gezeigt hat, dass sie noch immer jede Sache, die in Israel passiert, verfolgt und auch unsere Erklärung dazu haben möchte, um eine gesicherte Nachricht zu erbringen, haben uns immer wieder erstaunt. Wenn ich hier spreche, tue ich das auch im Namen unseres Botschafters, Herrn Jitzhak Ben Ari, und ich möchte eigentlich mit einem Spruch, der in jüdischen Kreisen Glück wünscht, nämlich, wie Sie wissen, laut dem jüdischem Talmud ist Moses 120 Jahre alt geworden, und wir wünschen allen Leuten, denen wir Gutes wünschen: »bis 120!«. Und wir wünschen Ihnen das in guter Gesundheit, in besserer Gesundheit als letztes Jahr jedenfalls. Ich weiss auch, Sie haben es mir erzählt, Sie hätten so gerne den Staat Israel vergangenes Jahr besucht. Ich hoffe, dass es dieses Jahr gehen wird. Und um Ihnen den Staat Israel etwas näherzubringen, habe ich Ihnen ein Buch mitgebracht. Sie sagten schon, Herr Nachmann, es ist schwierig, man weiss nicht, was man geben kann. Ich hatte eine noch grössere Schwierigkeit, ich habe nämlich die Sammlung von Büchern gesehen, die Frau Dr. Luckner über Israel hat, und ich hoffe, dass ich etwas gefunden habe, was Sie noch nicht haben.

Also nochmals »bis 120« – in Gesundheit! Vielen Dank.

Landesrabbiner Dr. Nathan P. Levinson:

Liebe Freundin!

Es ist schon gesagt worden von Dr. Ehrlich, dass wir zwischen den hohen Feiertagen stehen, die der Versöhnung gewidmet sind. Und Präsident Nachmann hat darüber gesprochen, was Sie dafür getan haben in einer Zeit, wo das Wort »Versöhnung« ziemlich viel und nicht immer verantwortlich gehandelt wird. Frau Dr. Navè-Levinson ist nicht hier, sie hat auch darüber gesprochen. Wenn Bonhoeffer erwähnt wurde, der von der billigen Gnade gesprochen hat, würde ich meinen, dass es auch eine billige Versöhnung gibt. Der Rabbi von Ger spricht zwar auch davon, dass man nicht immer nur in der Sünde wühlen soll, sie bleibt Schmutz und sie steckt an, während man in derselben Zeit Perle an Perle anreihen kann.

Liebe Frau Dr. Luckner, Sie haben in Ihrem Leben Perle an Perle angereicht, und Sie haben diese Versöhnung praktiziert. Heute, genau vor zwei Wochen, stand ich in Theresienstadt, am Krematorium, am Fluss, wo die Urnen zuletzt noch hineingeworfen wurden, um Spuren zu verwischen, in den Strassen, wo unser gemeinsamer Freund, mein Lehrer Leo Baeck gewirkt hat und so viele meiner guten Freunde, die nicht mehr zurückkehren konnten. Und gestern nachmittag in Ludwigshafen, da half ich eine Ausstellung miteröffnen von dem Maler, dessen Sohn, Thomas Haas, damals drei Jahre alt war und als Kind schon von der Gestapo verhaftet wurde, mit drei Jahren, das ist, glaube ich, einmalig in der Geschichte. Die Bilder, die der Vater gemalt hat für sein Kind zum dritten Geburtstag. Der Maler Fritta, der nicht mehr zurückkam, und sein Kollege Haas, adoptierte den kleinen Thommy,

der gestern mit uns war. Der Vater versuchte, seinem Sohn all das zu malen von der Welt da draussen, was der Knabe nicht hatte und niemals gesehen hatte. Gestern sprachen wir darüber. Aus diesem Theresienstadt kam dieser Sohn und hat diese Ausstellung miteröffnet, damit deutsche Jugendliche etwas davon verspüren, nicht um zu wühlen, aber um ihrerseits zu arbeiten an einer besseren Zukunft für uns alle. Und das ist kein müssiger und leichter Fortschrittsglaube. Es ist die Überzeugung von Juden und Christen, wie das Ihr Kollege Professor Thoma, Professor Mussner, als er die Rosenzweig-Medaille bekam, ausdrückte, diese gemeinsame Überzeugung, dass im Gegensatz zu dem griechischen zyklischen Denken Christen und Juden das messianische Element zu eigen haben, dass es weitergeht. Dass nicht das Böse in einem ewigen Kreislauf sich wiederholt, sondern dass wir dem Reich Gottes entgegenarbeiten. Wenn irgend jemand das getan hat in unserer Zeit und Perlen aufgereiht hat, dann sind Sie es gewesen, Frau Dr. Luckner, und deswegen sind wir hier, um Ihnen zu danken.

Gertrud Luckner:

Ich bin ein wenig überwältigt und darf Ihnen allen sehr herzlich für Ihre grosse Anteilnahme und die mir erwiesene Güte danken. Das, was mich damals herausforderte, ist auf mich zugekommen. Eigentlich finde ich, dass ich nichts Besonderes getan habe. Für mich war diese Hilfstätigkeit eine mir zugefallene selbstverständliche Pflicht. Schon früh habe ich das Unheil kommen sehen. Schon in den zwanziger Jahren. Ich hatte keine Illusionen. Mir war klar, was auf uns zukam. Nach einer Abwesenheit, einem Aufenthalt von einem Jahr in England, kam ich im Frühjahr 1931 nach Freiburg. Ich war hier ganz fremd, und ich war sehr betroffen über das, was sich inzwischen hierzulande zusammengebraut hatte.

Im Rahmen der Friedensbewegung und des Friedensbundes deutscher Katholiken fand jährlich zu Pfingsten in dieser Dreiländerecke zwischen Deutschen, Schweizern und Franzosen ein »camp« statt. Ich war erstmals 1932 dabei, als die Teilnehmer sich in Egg bei Säckingen trafen. Dort lernte ich meine nachmaligen Schweizer Freunde Bietenholz-Gerhard und eine andere Basler Familie kennen, 1933 bot die Nähe der Schweizer Grenze manche Hilfsmöglichkeit. Bis zum Krieg ermöglichten Fahrten nach Basel Briefverkehr von Basel aus nach England und in die USA, wohin ich Beziehungen hatte. Auf der Suche nach Möglichkeiten einer Einwanderung für solche, für die ein Bleiben hierzulande nicht ratsam schien, konnte ich solche Bitten Briefen von Basel aus anvertrauen, ohne den deutschen Zensor zu bemühen. Ich hatte 1932 zur Aufklärung über den Nationalsozialismus ehrenamtlich einen kleinen »discussion cercle« in englischer Sprache für Schüler und Schülerinnen der Oberklassen, kostenlos, gegründet und gab ihnen Material, das die Nazis propagierten, und Gegenmaterial. Über diese Beziehung kamen einige Juden zu mir mit der Frage: »Was tun?« Ich riet: »Heraus aus diesem Lande.« Aber wie und wohin? Wegen der in den angelsächsischen Ländern damals herrschenden Arbeitslosigkeit brauchte man Freunde. So entwickelte sich mit Hilfe der Schweizer Freunde hilfreicher Briefverkehr, besonders also nach England und in die USA. Daraus erwuchs ständig mehr Hilfstätigkeit in einer so persönlichen Art und Weise. Die Hilfstätigkeit nahm, je nach den wechselnden Bedürfnissen und Möglichkeiten, verschiedene Formen an. Es war eine Hilfe, die von allen Helfern, wo auch immer, ehrenamtlich, ohne andere finanzielle Hilfe, geleistet wurde. In bezug auf Auswanderung hat mir zuweilen auch der Raphaelsverein – der in

den Kriegsjahren verboten wurde – einige schwierige Fälle gesandt. Ich geriet immer mehr auf die damalige Insel und erkannte die sich ständig weiter ausbreitende Isolierung der Juden. Unmittelbar nach der Deportation der badischen und Pfälzer Juden, am 22. Oktober 1940, lernte ich Dr. Elisabeth Huber kennen, die aus Luzern in jenen Tagen ihre hier in Freiburg lebende Mutter, noch wegen geschäftlicher Erledigungen einiger Dinge, besuchen konnte. Wir verabredeten Stichworte, die nur uns eine postalische Verständigung ermöglichten. Frau Dr. Huber hat von Luzern aus auch noch Wege der Hilfe zu den nach Gurs Deportierten gefunden. In dieser Weise entstand ein Kreis von Hilfsbereiten in der Schweiz, in England, in den USA, in Paris und anderswo, die den vom NS Bedrohten und Gefährdeten zu helfen versuchten. Mir wurde klar, dass jetzt nur noch eine solche Hilfe von Mensch zu Mensch helfen konnte. Daraus ergab sich für mich zu Beginn der Deportationen bis zu meiner Verhaftung im März 1943 eine ständige Wandertätigkeit durch das damalige »Grossdeutschland«, bis nach Wien, oft noch über Kattowitz, Breslau und andere Städte im Reich. Es war eine weitverzweigte Hilfe. Ich danke dem Deutschen Caritasverband, den Referenten, die heute nicht mehr unter den Lebenden weilen: Dr. Maria Bornitz, Frau Denis, Frau Maria Kiene, Gustav von Mann. Sie kannten sich in den auch kirchlich weitverzweigten Strukturen aus, und sie vermittelten Beziehungen zu jeweils örtlich geeigneten, auch mutigen Helfern an den verschiedenen Orten und Verbänden auf ihren ständigen Fahrten und übernahmen selbst Kurierdienste für meine Anliegen. Der damalige Präsident, Prälat Benedikt Kreutz, hat sich unerschrocken hinter die Arbeit gestellt und auch bei besonders kritischen Momenten, im Hinblick auf das Regime, neue Wege gesucht, damit meine Arbeit ununterbrochen in gleicher Weise weitergehen konnte, bis die Gestapo mich am 24. März 1943 aus dem Zug heraus verhaftete. Direktor Kuno Joerger, der Generalsekretär, der meine Arbeit immer mit seinem nimmermüden Verständnis ermutigte, mir Pakete in das KZ sandte – und wenn auch nur wenige ausgehändigt wurden, so kamen doch solche genau »fahrplanmässig« und mit dem für diesen Augenblick auch noch mit dem dafür geeigneten Inhalt an, um mir gerade noch das Leben zu retten! Ich danke Erzbischof Conrad Gröber, in dessen speziellem Auftrag ich auch seit 1941 tätig sein durfte, der sich mit seinem ganzen Einsatz hinter mich stellte, sich nach meiner Verhaftung auf das tatkräftigste bei den damaligen Behörden für mich eingesetzt hat und mir auch grosszügig finanzielle Mittel zur Weitergabe an jüdische Verfolgte zur Verfügung stellte. Dankbar gedenke ich auch der *gemeinsamen* Hilfe mit den Persönlichkeiten der »bekenntnenden Kirche«. Über Oberkirchenrat Kommiss, einem Mitarbeiter von Bischof Wurm in Stuttgart, erhielt ich die Anschriften der in den verschiedenen Städten verantwortlichen Persönlichkeiten, die ich auf meinen Hilfsfahrten ebenfalls jeweils besuchte. Mancherorts setzten wir uns, evangelisch und katholisch, an einen *gemeinsamen* Tisch, u. a. auch auf Suche nach anderen etwa hilfreichen Persönlichkeiten am Ort. Von Rabbiner Dr. Leo Baeck, dem Präsidenten der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, erhielt ich die Anschriften der jüdischen Gemeinden im Reich. Die dort erhaltenen Informationen über die auch jeweiligen Verhältnisse und Nöte am Ort dienten der Hilfe. Diese weitgespannten Verbindungen ergaben Hilfsmöglichkeiten und waren für die Gestapo nicht ganz überschaubar².

² Der Inhalt des folgenden Abschnitts wurde von mir erst *nach* der Feier vom 22. 9. eingefügt (Anm. d. G. Luckner).

Trotz ihrer monatelangen Observierungen auf meinen Reisen und Gängen, auch in Freiburg, über die sich 1947 u. a. in drei umfangreichen Bänden »Akten Gertrud Luckner« fanden, die ein genaues, allerdings mit »Wahrheit und Dichtung« gemischtes Tagebuch enthalten, hat diese Hilfstätigkeit offenbar die Begriffsfähigkeit der Gestapo überschritten. Ich könnte dieses Tagebuch über meine Fahrten und Bewegungen rekonstruieren, den tatsächlichen Verlauf der Geschehnisse richtigstellen und die Akten kommentieren. Eine solche Hilfe ist wohl auch schwer fassbar. In meinen wochenlangen Verhören suchte die Gestapo immer *eine* hinter dieser Hilfstätigkeit stehende, aber eben nicht existierende Organisation. Ebenso wenig gab es sonstige finanzielle Mittel. Auch wollte die Gestapo möglichst jedes öffentliche Aufsehen vermeiden. Alles sollte sich im Verborgenen abspielen. Hätten nicht vielleicht doch mehr zur Hilfe Entschlossene einige mehr der Ausgelieferten retten können?!

Für mich war im KZ tröstlich zu spüren, dass draussen die Verbindungen untereinander, auch derer, die sich nicht kannten, zu funktionieren schienen. Obwohl nämlich von postalischen Sendungen, die das Lager erreichten, nur ein Bruchteil ausgeliefert wurde, erhielt ich von verschiedenen Seiten einige. So war wohl trotz aller Isolation meine Anschrift durch noch bestehende Koordination durchgesickert. Ich erkannte dadurch, dass draussen die Hilfe wohl weiterging. In der Tat hörte ich erst kürzlich von einer der damaligen Helferinnen, dass die Helfer dort am Ort auch nach meiner Verhaftung bemüht waren, den Verfolgten auch weiter beizustehen. Zum Zeitpunkt meiner Verhaftung allerdings, Ende März 1943, waren kaum noch Juden im Land. Insofern wusste ich selbst auch, dass nicht mehr viel Hilfe möglich war und diese Situation nur noch erlaubte, diese eben in etwa mit den Verfolgten zu teilen.

Ich möchte wiederholen, dass ich allen, die damals selbstlos halfen, von Herzen danke. Es mögen wohl auch mehr gewesen sein, als man gewöhnlich annimmt. Ich denke auch an die Freunde im Ausland: in der Schweiz, die u. a. für Emigranten unterwegs Hilfe, Rat und Tat boten, für solche heimatlos Gewordenen zwischen den Grenzen: die in England Au-pair-Aufnahme ermöglichten, die International Tramping Tours bleiben in dankbarer Erinnerung mit ihren gewandten, hilfsbereiten »guides«, dieser Wandergruppen, die Brücken bauten, so manches mitnahmen für die Verfolgten, die »drüben« Zuflucht gefunden hatten. Die Hilfe hatte mannigfache Formen und Wege.

Ich darf den Dank für Ihre mich heute bewegende Anteilnahme wiederholen. Sie ist auch ein Zeichen der Erinnerung. Wir dürfen nicht vergessen, auch nicht als Verpflichtung denen gegenüber, die wir mit gebundenen Händen gehen lassen mussten.

Ich darf Frau von Gumppenberg bitten, die folgende Überlegung vorzulesen von *Elie Wiesel*:

»Ich möchte Ihnen ein paar Zeilen weitergeben, die von einem kleinen Jungen namens Motte stammen. Motte schrieb dieses Gedicht in Theresienstadt, und er schrieb es in jenem Ghetto, in jenen Tagen des Grauens, der Furcht und Trauer. Er schrieb ein Gedicht, das mehr widerspiegelt als seine eigene Stimmung, mehr als sein eigenes Schicksal.

›Von morgen an werde ich traurig sein,
von morgen an, nicht heute.

Wozu ist die Traurigkeit nütze? Sag'!

Weil diese bösen Winde zu wehen beginnen?

Warum soll ich mich grämen um morgen? Heute?

Morgen kann gut sein! Morgen kann für uns die Sonne wieder scheinen!

Wir müssen nicht mehr traurig sein.

Von morgen an werde ich traurig sein.

Von morgen an. Nicht heute, nein!

Heute will ich froh sein. Und jeden Tag,
wie bitter er auch sein mag, will ich sagen:

Von morgen an werde ich traurig sein, nicht heute!«

Wie gedenkt man der Millionen von Motteles und Klein Lias? Wie gedenkt man der sechs Millionen Opfer, die alle Nachkommen von Abraham, Isaak und Jakob waren? Was für Worte benutzt man? Welche Metapher beschwört man herauf, um die brutale, beispiellose Vernichtung einer Welt zu beschreiben? Tausende und aber Tausende von blühenden jüdischen Gemeinden überlebten die Raserei der Kreuzzüge, den Hass der Pogrome, die Leiden der Kriege, das Elend, die Schande, die Verzweiflung religiöser und sozialer Unterdrückungen, nur um dann vom Holocaust hinweggefegt zu werden. In all ihren Chroniken und Testamenten, Memoiren und Gebeten, Litaneien und Gedichten betonten die Opfer immer wieder das eine: *Erinnert euch, erinnert euch der Greuel, erinnert euch, legt Zeugnis ab. Und das ist ihr Vermächtnis an uns, die Lebenden. Nach jüdischer Überlieferung ernennen wir, wenn jemand stirbt, ihn oder sie zu unserem Abgesandten im Himmel, um dort für uns einzutreten. Könnte es sein, dass sie, die sechs Millionen Juden, Sendboten waren?»*

Gertrud Luckner fährt fort:

Dem Deutschen Caritasverband ist auch zu danken, dass dieses Partisanenunternehmen, der »Rundbrief«, damals, vier Wochen nach der Währungsreform, als jeder nur DM 20,- besass, im August 1948 vorbereitet und zum ersten Nachkriegskatholikentag in Mainz erscheinen konnte und bis heute weitergeht.

In Dankbarkeit gedenke ich der Männer des Anfangs: Professor *Karl Thieme*, *Karlheinz Schmidhüs*, Dr. *Rupert Giessler*, Professor *Josef Höfer*, Msgr. *Kuno Joerger*, Dr. *Hans Lukaschek*, sowie der Herausgeber damals und heute und derer, die Beiträge gaben und geben, ohne Honorare, und ich danke für alle Unterstützung, die das Werk ermöglichten und ermöglichen. Besonders dankbar denke ich an Dr. *Hans und Magdalena Lukaschek*, an ihren unvergesslich grossen Einsatz für die Verfolgten in den schlimmen Jahren, an ihre Güte und Anteilnahme an meinen Anliegen, auch nach 1945. Zugunsten des Mainzer Katholikentages verzichtete Dr. Hans Lukaschek auf eine bereits geplante, nötige Erholung und kam mit einem Referat nach Mainz, das seinen Niederschlag in einer ersten Resolution zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts fand. Und Karl Thieme hielt ein Referat über die Judenfrage. So begann die Reise mit dem Rundbrief.

Dr. Hüssler: Wir danken alle für diese bewegende Stunde, die wir heute erleben durften. Wir wollen gemeinsam zum Essen zusammensein und haben die Freude, dass Herr Landesrabbiner *Dr. Levinson* den Tischsegen spricht:

Ich glaube, wir haben mehr als einen Anlass, ein Wort des Dankes zu sprechen.

Hodu ladonai ki tov, ki l'olam chasdo.

Danke dem Herrn, denn Er ist gut. Ewig währet Seine Gnade.

Baruch ata adonai elohenu melech, haolam hamotzi lechem min haaretz.

Gepriesen seist Du ewiger unser Gott, Herr der Welt, der Du das Brot der Erde hervorspriessen lässt. Amen.

Dr. Hüssler: Und jetzt wünschen wir allen einen guten Appetit und viel Fröhlichkeit! – Es haben sich weitere Gratulanten gemeldet:

Hans Heinz Altmann, Vorsitzender der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Freiburg:

Verehrte Frau Dr. Luckner!
Meine Damen und meine Herren!

Mein Gruss und mein Glückwunsch kommen heute von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Freiburg, deren Ehrenmitglied Sie sind, und ohne Ihre Mitwirkung würde es vielleicht diese Gesellschaft, die in ständiger Aufwärtsbewegung, Gott sei Dank, hier in Freiburg ist, gar nicht geben. Und wenn ich die vielen klugen Worte mir überlege, die heute gesprochen worden sind, und wenn ich nach einer Zusammenfassung alles dessen suche, was da gesagt worden ist, dann fällt mir nichts Besseres ein, als die zwei einfachen Sätze, die wir Moses Mendelssohn verdanken, dem Manne, der die Emanzipation in unser Land gebracht hat. Darf ich sie Ihnen verlesen und darf ich sie Ihnen sozusagen widmen:

»Auf dem dunklen Pfad, auf dem ein Mensch sie auf der Erde gehen muss, gibt es gerade so viel Licht, wie er braucht, um den nächsten Schritt zu tun. Mehr würde ihn nur blenden, und jedes Seitenlicht verwirrt ihn.«

Verehrte Frau Dr. Luckner, auf unserem dunklen Pfad haben Sie uns, ohne uns mit Seitenlichtern zu verwirren und ohne Ihre Mitbürger mit diesen Seitenlichtern zum Irrtum zu führen, gerade so viel Licht gegeben, wie wir brauchten. Und dafür, glaube ich, gebührt Ihnen unser aller Dank.

Auch wir haben uns überlegt, und ich sehe aus den Worten meiner Vorredner, dass es naturgemäss eine grosse Schwierigkeit ist, Ihnen ein Geschenk zu machen. Und wie wir das jetzt schon verschiedentlich bei unseren ökumenischen Gottesdiensten in Freiburg gemacht haben, wenn wir nachher mit dem Armenbeutel sammeln gingen, so hat meine Gesellschaft daran gedacht, dass die grösste Freude Ihnen wohl damit zu machen ist, wenn wir einen kleinen Beitrag für das Altenheim in Nahariyya, im Heiligen Lande, leisten. Einen solchen Beitrag will ich Ihnen jetzt übergeben. Ich will aber nicht schliessen, ohne den alten jüdischen Segensspruch anzugeben und auf Ihr Wohl zu trinken mit den Worten: »Lehaym!« – Zum Leben!

Professor Hans Thieme:

Liebe Frau Dr. Luckner!
Hochverehrte Gastgeber!
Meine Damen und Herren!

Wenn auf dem Programm zur Festakademie auch Grussworte stehen und wenn zu derselben auch ich als jüngerer Bruder von Karl Thieme eingeladen bin, so empfinde ich eine Verpflichtung, Ihnen, liebe Frau Dr. Luckner, Dank zu sagen anstelle des leider schon 1963 im Alter von 61 Jahren Dahingeschiedenen. Ich weiss, wieviel ihm die Zusammenarbeit mit Ihnen am Freiburger Rundbrief bedeutet hat. Auf der Grundlage ein und derselben religiösen und politischen Überzeugung um uns her wuchs hier ein gemeinsames Werk, das von Ihrem ebenso energischen gewissenhaften Einsatz, liebe Frau Dr. Luckner, wie ebenso gefördert wurde durch Karl Thiemes, um mich der Worte von Martin Buber zu bedienen »grosse Rechtschaffenheit und ebenso grosse theologische Entschiedenheit«. Vielleicht darf ich noch erwähnen, dass derselbe wie in der Sonderausgabe des Rundbriefs, XIV. Folge, zu seinem 60. Geburtstag näher ausgeführt, durch seinen Lebenslauf während der NS-Herrschaft für diese Aufgabe

ebenso vorbereitet war wie Sie. Aber er brachte auch von Vater- wie von Mutterseite her Voraussetzungen mit für eine solch mutige, den Einsatz für die Verwirklichung der eigenen Ziele hochrangig befördernde Haltung. So entstand zwischen Ihnen beiden eine feste Glaubens- und Arbeitsgemeinschaft, der wir das heute weltweit verbreitete Ansehen des Freiburger Rundbriefs verdanken. Dafür lassen Sie mich Ihnen, liebe Frau Dr. Luckner, aus der Sicht eines ganz bescheidenen Lesers und Mitarbeiters am Rundbrief und zugleich als Bruder des Mitbegründers von Herzen danken.

Dr. Hüssler: Liebe Gäste, Sie wissen, dass der Freiburger Rundbrief seit seinem Entstehen mit dem »Zentralkomitee der Deutschen Katholiken« zu tun hat. Dort gibt es einen Gesprächskreis »Juden und Christen«, für den Herr Professor Dr. Bernhard Casper die Gratulation überbringt.

Professor Dr. Bernhard Casper:

Liebe Frau Dr. Luckner, es ist gesagt worden, dass der Freiburger Rundbrief eine Institution sei, aber man hat ja versucht, im Katholizismus diese Institution auch noch ein bisschen weiter zu institutionalisieren mit allen Gefahren, aber auch mit allen Chancen, die das mit sich bringt, eben in dem Arbeitskreis, den der Herr Präsident eben schon so freundlich vorgestellt hat. Ich möchte Ihnen im Namen aller Mitglieder dieses Arbeitskreises ganz herzlich zum heutigen Tag gratulieren, insbesondere auch im Namen des Vorsitzenden, Herrn Dr. Bauer. Und ich bin gebeten worden, ausdrücklich die Glückwünsche zu wiederholen, die Ihnen der Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, Herr Minister Maier, schon schriftlich zugeleitet hat. Er schreibt darin von der Bewunderung und der Dankbarkeit, die das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken von Ihrer Arbeit und Ihrem Leben empfindet, und er schreibt auch davon, dass Sie den Freiburger Rundbrief wie ein Schofar-Horn ertönen liessen. Ich finde das besonders nett, dass Herr Professor Maier Ihnen eine liturgische Funktion zuordnet, die sonst gewöhnlich nur Männer ausüben. Auch die Vorträge von Herrn Kollegen Thoma und Dr. Ehrlich haben wohl gezeigt, dass er damit recht hat. Ich bin ein jüngerer Mitglied dieses Arbeitskreises und möchte Ihnen sagen, dass ich wirklich tief dankbar dafür bin, auch wenn Sie einfach nur dabeisitzen. Das führt immer wieder dazu, dass das Gespräch, das wir führen, sich wesentlichen und heute entscheidenden Punkten des Verhältnisses zwischen Juden und Christen zuwendet, und erst recht, wenn Sie selbst dann etwas sagen, dann weist das die Richtung. Dieses lebendige Zeugnis ist uns Jüngeren sehr wichtig. Wenn ich Gott um etwas bitte, wenn ich Ihnen und uns etwas wünsche, dann ist es, dass Sie diesen Dienst noch lange erfüllen dürfen.

Direktor Walter Sylten*:

Liebe Frau Dr. Luckner!
Liebe Anwesende!

Nach so vielen akademischen Reden ist es mir ein Bedürfnis, ein bisschen praktischer zu reden, und insbesondere die Reden von so vielen Anhängern und Verteidigern und Förderern des Freiburger Rundbriefs geben mir Veranlassung, hier auch laut zu Ihnen zu reden, nachdem wir vor ein paar Tagen leise haben miteinander reden dürfen. Ich

* von der Evangelischen Hilfsstelle für ehemalige Rassenverfolgte und vom Hilfswerk für die von den Nürnberger Gesetzen Betroffenen nicht jüdischen Glaubens.

spreche hier in zweierlei Eigenschaften, erstens als Vertreter des Evangelischen Büros zur Betreuung von Christen jüdischer Herkunft. Wir sind Ihnen sehr dankbar, unsere Vorgängerorganisation in der Zeit des Dritten Reiches, das »Büro Pfarrer Grüber« kannte Ihren Namen, war in einer herzlichen Verbundenheit damals. Geschäftsführer dieses Büros war mein Vater, der die NS-Zeit nicht überleben durfte³, und so sind Sie mir von Kindesbeinen an dem Namen nach ein Begriff. Ich weiss nicht, ob ich Sie damals gesehen habe, als Hosenmatz, aber Sie sind für mich, wenn wir heute von Ökumene reden und Ökumene so Allgemeingut geworden ist, ein klares Beispiel dafür, dass damals mit eine der Grundlagen für Ökumene in Deutschland geschaffen wurde, denn da galt nicht Katholik und Evangelischer, da galt es, Christ zu sein und da wurde zusammengearbeitet – wie Sie es vorhin schon erwähnt haben – und da gab es keine Grenzen.

Ich habe kein Geburtstagsgeschenk für Sie hierher jetzt mitgebracht, aber ich komme mit einer Bitte an Sie, ganz persönlich, aber auch an die Damen und Herren vom Freiburger Rundbrief.

Der Freiburger Rundbrief muss fortgesetzt werden. Das ist völlig klar. Der Freiburger Rundbrief muss eines Tages auch ohne Frau Dr. Luckner auskommen. Das wissen wir alle. So bitte ich Sie, die Sie neben Frau Dr. Luckner Verantwortung tragen, ergreifen Sie Ihre Verantwortung bitte bald und schnell. Von Frau Dr. Luckner muss noch ein Werk getan werden, dass *nur* von Frau Dr. Luckner getan werden kann und das ungeheuer wichtig ist. Wir haben in der politischen Bildungsarbeit viel getan mit Zahlen, Statistiken und Aufrechnungen, haben grosse Namen genannt, die da so Tüchtiges getan haben – manchmal dabei auch die Geschichte etwas verfälscht. Ich merke es auf der evangelischen Seite jetzt, wo man ja doch mit Hilfe der jungen Historiker feststellt, wo da alles Gloriolen gewoben wurden, die gar nicht so fest sind, wenn man an ihnen ein bisschen kratzt. Aber mit Frau Dr. Luckner ist hier ein schlichter Mensch, nicht »gross, schlank, blond, blauäugig«, nein vielmehr ein ganz liebes – entschuldigen Sie bitte, es ist nicht böse gemeint –, ein »kleines Weibchen« unter uns damals aufgestanden und hat gesagt: »Ich widerspreche euch und tue meine Pflicht«.

Und diese Frau sollte noch einmal Zeugnis ablegen und sie sollte schreiben, wie sie es damals getan hat, damit wir und unsere Kinder lernen können, wenn wir gefordert sind. Und solche Fragen stellen sich ja auch uns täglich und stündlich, wenn auch in viel weniger gefährlicher Form: Ob wir uns richtig verhalten den Asylanten gegenüber? Ich komme aus Berlin! Oder: Wie ist das mit der Apartheid-Politik in Südafrika? Ist uns die südafrikanische Wirtschaft so wichtig, dass wir sie nicht entbehren können, wie uns die, die für uns Verantwortung tragen, immer wieder sagen? Müssen wir jetzt nicht lernen, dass wir und die, die für uns Verantwortung tragen, auch Mitverantwortung tragen für das, was in anderen Teilen der Welt geschieht? Dass mehr gesagt werden muss als schöne Erklärungen! Die EKD hat gerade eine wunderbar klingende Erklärung abgegeben. Aber was sind Worte? Man muss den Leuten doch die Köpfe durcheinanderschütteln! Und das kann uns eine Frau wie die Frau Dr. Luckner durch ihre Schicksalsdarstellung lehren. Machen Sie es bitte! Wenn wir uns treffen, Jahr für Jahr, ich rede immer davon. Und Sie sagen mir auch immer treu und brav: »Ja, ja, lieber Herr Sylten, das mach ich auch, aber der Freiburger Rundbrief ...« Die Zeit drängt, bitte, liebe Freun-

de vom Freiburger Rundbrief, denkt daran, da ist die Aufgabe, für die Frau Dr. Luckner unersetzlich ist. Lassen Sie sie tun, bitte, bitte! Mein Dank an Frau Dr. Luckner ist so zugleich eine Bitte an viele der hier Anwesenden.

Dr. Hüssler: Zwischen diesem Lorenz-Werthmann-Haus und dem Carolus-Haus, wo Schwestern Frau Dr. Luckner mit viel Liebe pflegen und wo sie schon seit langen Jahren wohnt und von wo aus sie ihre vielen Telefonate Tag und Nacht abwickelt, liegt der Herder-Verlag, dessen Chef jetzt zu uns spricht.

Dr. Herder-Dorneich:

Sehr verehrte liebe Frau Luckner!

Der Herr Präsident hat mich hier so freundlich eingeführt, und vielleicht erlauben Sie mir, dass ich die Beziehung zwischen dem Caritasverband und dem Verlag Herder noch etwas vertiefe, indem ich erinnere an die vielen Besucher aus dem Ausland, die seit vielen Jahrzehnten nach Freiburg kommen und hier zwei Einrichtungen einen Besuch abstatten. So war es vor allen Dingen während des Konzils, als endlich viele Konzilsväter aus den aussereuropäischen Ländern, von fremden Kontinenten, hierher gekommen sind. Der Gang war zunächst zum Caritasverband. Ich vermute, mit der offenen Hand. Und anschliessend zum Verlag Herder, um zu erfahren, was in der Aula von St. Peter vorging. Die meisten von ihnen nämlich konnten kein Latein und bedurften eines Übersetzers. Zu diesen Beziehungen, die uns verknüpfen mit diesem Hause, gehören auch Sie, sehr verehrte, liebe Frau Dr. Luckner, und von den Namen, die heute genannt worden sind, sind eine Reihe, mit denen ich persönlich noch in Verbindung gewesen bin. Ich erinnere mich an den vorher erwähnten Karl Thieme, der in Lörrach damals sein Haus hatte, und als ich als Student 1947, unter sehr schwierigen Umständen, nach Freiburg in der Schweiz zum Studium wechselte, da war das der letzte Absprungort, bevor wir die Grenze überschreiten konnten. Karlheinz Schmidhüs ist erwähnt worden, dem ich in persönlicher Weise verbunden bin und dem ich sehr viel verdanke, Josef Höfer ist erwähnt worden, eine ganze Reihe von Namen – von Männern und von Frauen –, die mit Ihnen zusammengearbeitet haben.

Wenn ich Grüsse überbringe, dann tue ich das in doppelter Weise, einmal im Namen meines Vaters, Dr. Theophil Herder-Dorneich, der Sie ganz besonders herzlich grüssen lässt und der Ihrer Arbeit verbunden ist durch eine Initiative, die er nach dem II. Vatikanischen Konzil ergriffen hat, nämlich die Stiftung »Oratio Dominica«, und ich freue mich, dass eine ganze Reihe von Anwesenden bei Kolloquien dieser Stiftung schon persönlich dabei war und zum Teil als Referenten mitgewirkt hat. Das zweite sind Autoren aus diesem Hause, das ich vertrete, die bei uns veröffentlicht haben. Auch hier, wenn ich meinen Blick durch den Saal schweifen lasse, finde ich eine ganze Reihe von Gesichtern, mit denen ich mich verbunden weiss. Und so darf ich Ihnen am heutigen Tage die herzlichen Glückwünsche des Roten Hauses überbringen, die Glückwünsche für Sie als Fahrradfahrerin, ich bin nämlich auch ein Fahrradfahrer hier in Freiburg, ich freue mich, dass Sie hoffentlich bald wieder Ihr Stahlgross besteigen dürfen, und die Glückwünsche des Verlegers, der in Ihnen selbst auch eine Autorin dieses Hauses begrüssen darf.

³ vgl. Werner Sylten, Stationen seines Widerstandes im Dritten Reich (FrRu XXXV/XXXVI 1983/84, S. 183) (Anm. d. Red. d. FrRu).